

› Die Orange auf einem Kindheitsfoto lässt Erinnerungen wieder aufleben

Das kleine Glück

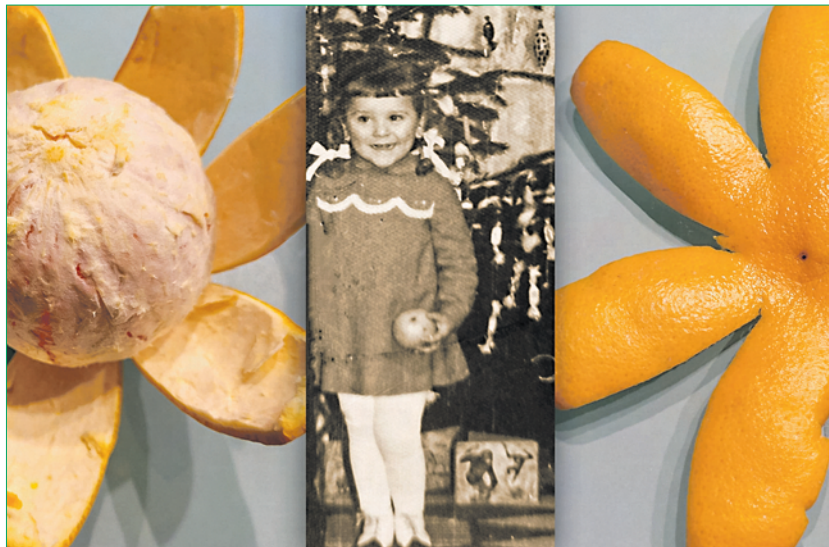
Von Brigitte Maxa

Ich weiß bis heute noch nicht, wie es wirklich aussieht, woher es kommt, warum es mich manchmal plötzlich verlässt. Aber ich weiß ganz genau, wie es sich als Kind angefühlt hat. Ich sehe es vor meinen Augen, ich kann sogar noch seinen wohlriechenden Duft wahrnehmen: das unsagbar schöne, kleine Glück.

In den 70er Jahren sind wir in unserem Dorf im Banat mit wenig materiellen Sachen aufgewachsen. Dafür waren wir frei, konnten uns phantasievoll entfalten und haben uns dabei sicher und geborgen gefühlt. Ich habe schon früh gelernt, auch kleine Dinge wahrzunehmen und zu schätzen. Frisch austreibendes Grün im Frühling erfreute nicht nur meine Augen, es wärmte auch meine kleine Seele. Beim Anblick der allerersten Schneeglöckchen und Veilchen konnte ich vor Freude jauchzen. Die wärmende Sonne, der erste Schmetterling, der durch die lauen Lüfte flog, meine Freunde, mit denen ich nach dem langen Winter endlich draußen spielen konnte – es waren die einfachen Dinge, die mich glücklich machten.

Unvermittelt wurde ich an dieses intensive Gefühl erinnert, als ich neu in unserem alten Familienalbum geblättert habe, nicht ahnend, auf welchen Schatz ich stoßen würde. Ich hatte fast vergessen, dass es nun schon seit neununddreißig Jahren im Schrank bei meinen Eltern lag. Beim Durchstöbern der teilweise losen Fotos fiel mir ein Schwarzweißbild auf. Es zeigt mich als kleines Mädchen vor einem mit Salonzuckern geschmückten Tannenbaum.

Etwas schüchtern lächelnd und festlich gekleidet stehe ich da. An das rote Kleid kann ich mich noch gut erinnern und auch an die dicke Baumwollstrumpfhose, die ständig rutschte. Ich weiß auch noch, dass ich gerne Zöpfchen getragen habe. Die weißen Schleifchen mochte ich sehr, die bekam ich nur an besonderen Tagen ins Haar gebunden. Beim Anblick der schwarzweißen Lackschuhe kommen aber weniger schöne Erinnerungen hoch. Diese und all die folgenden Schuhpaare der Vor-



Fotomontage: in der Mitte die kleine Brigitte mit einer Orange in der Hand vor dem Weihnachtsbaum

schulzeit waren für mich jedes Mal ein Anlass für ausgiebige Trotzreaktionen, lautstarke Heulszenen bis hin zur Verweigerung, Lackschuhe jeglicher Art anzuziehen. Von den Schuhen wanderte mein Blick wieder zurück zu meinem Gesicht. Ich musste lächeln, als ich den kurzen Pony sah. Den trage ich immer noch gerne, kurz geschnitten und gerade.

Doch plötzlich erregte noch etwas anderes meine Aufmerksamkeit. Was halte ich da fest umklammert? Es ist eine große Orange, die in meiner kleinen Hand fast überdimensional wirkt. Diese hatte ich erst gar nicht so richtig wahrgenommen. Ich überlegte, wieso ich nicht mit einer Puppe auf dem Arm oder mit einem anderen Spielzeug fotografiert wurde. Dies wäre wahrscheinlich passender zu dem festlichen Anlass gewesen. Während ich über die Orange auf dem Bild nachdachte, merkte ich, dass mir richtig warm ums Herz wurde. Ein Gefühl von Freude stieg in mir auf. Die Orange weckte plötzlich viele Erinnerungen in mir.

Man muss wissen, dass man in Zeiten des Kommunismus Orangen und Bananen nur selten kaufen konnte. Mit viel Glück ergatterte man das begehrte Obst in der Zeit vor Weihnachten. Besser noch, man hatte Beziehungen oder man kannte eine Ver-

käuferin. War dies der Fall, wurden schnell, wie von Zauberhand, die begehrten Früchte unter dem Ladentisch hervorgeholt. Wie viele andere rare Produkte waren Orangen rationiert und wahrscheinlich nicht erschwinglich. Gerade weil sie so selten waren, stellten sie für uns Kinder etwas ganz Besonderes dar.

Zitrusfrüchte wurden damals wohl hauptsächlich aus Israel importiert, denn sie hatten einen schönen goldenen Aufkleber, der darauf hinwies. Ich bat meine Mutter mir vorzulesen, was mit großen Buchstaben dort stand. Beeindruckt wiederholte ich das Wort mehrmals laut: JAFFA, JAFFA, JAFFA. Es klang nach einem fernen, verzauberten und vielversprechenden Land. Ich brachte es nicht übers Herz, diesen kostbaren Aufkleber wegzuworfen. Folglich verzierten zahlreiche glänzende JAFFA-Pickerl jahrelang noch unseren Küchenschrank, bis sie irgendwann unter einem neuen dicken Lackanstrich verschwanden.

Nachdem die Orangen aufgegessen waren, machte man sich in den Familien an die Resteverwertung. Heutzutage würde man von Nachhaltigkeit sprechen. Davon wussten wir damals nichts, wir wollten bloß nichts ungenutzt wegwerfen. Die Fruchtschalen wurden von uns Kindern meistens

noch zwischen den Fingern sorgsam ausgedrückt. Dabei strömte ein betörender Orangenduft aus. Das klebrige Öl rieben wir uns freudestrahlend auf die Haut. In unserer Phantasie war dies ein besonderes Parfüm, eines, das jedes kleine Mädchen, wenn auch nur für kurze Zeit, in eine feine Dame verwandelte. Selbst die ausgedrückten Schalen wurden noch nicht weggeworfen. Man legte sie auf den Ofen zum Trocknen und so breitete sich noch tagelang ein feiner Duft in der Küche aus. Als sie dann endlich wie kleine verschrumpelte Tierchen aussahen, warf man sie ins Feuer. Dort verbrannten sie mit lautem Zischen und verströmten ihren zarten Wohlgeruch, wie ein Abschiedsgruß aus unbekannten und unerreichbaren Ländern.

Gehörte ich auch mal zu den Glücklichen, die eine Orange ihr Eigen nennen durfte, folgte eine ganze Reihe von Handlungen, ja sogar von Herausforderungen. Erst bewunderte ich sie gebührend und roch immer wieder daran. Vorsichtig ritzte ich mit dem Fingernagel die dicke Schale ein und freute mich über den intensiven Duft, den sie ausströmte. Irgendwann aber kam dann unabwendbar der große Augenblick für mich: Ich wollte wenigstens eine Weile der Versuchung widerstehen, die Orange aufzuessen. Anfangs schlich ich um sie herum, dann versuchte ich mich, abzulenken. Schließlich kam es jedoch, wie es kommen musste: Ich wurde schwach und bat einen Erwachsenen, sie für mich zu schälen. Dabei war ich sehr erleichtert, denn ich musste dann nicht mehr standhaft sein.

Am Küchentisch sitzend, sah ich gebannt zu, wie erst kreisförmig ein Stück Außenhaut am Stielansatz weggeschnitten wurde, um kurz danach mit der Messerspitze Längsschnitte in die dicke Haut zu ritzen. Die wie Blütenblätter aussehenden Schalen wurden dann vorsichtig gelöst und zur Seite gelegt. Die Frucht wurde in Spalten aufgeteilt und kreisförmig auf einen Teller platziert. Jetzt galt es noch, die weißen, bitteren Fäden zu entfernen. War dies getan, begann ich mit strahlenden Au-

gen und mit viel Genuss und gehörigem Appetit, ganz langsam kauend, die einzelnen Orangenspalten zu verSpeisen. Dabei schloss ich die Augen vor Glück. Mmmm... wie lecker sie doch schmeckten. An den süßsauren Geschmack des Fruchtfleisches nach dem ersten Biss kann ich mich noch gut erinnern. Es war eine Geschmacksexplosion auf meiner Zunge. Die Orange war so lecker, etwas Besseres konnte ich mir damals beim besten Willen nicht vorstellen.

Plötzlich erinnerte ich mich, dass es die Orange war, die bei der Aufnahme des Fotos das Lächeln in mein Gesicht gezaubert hatte. An ein angenehmes Gefühl von Wärme, sogar an kribbelnde, unvergessliche Glücksmomente unter dem Baum konnte ich mich entsinnen, kleine Dinge, die ich schon längst vergessen hatte. Ich schloss die Augen und gab mich diesem kostbaren Moment ganz hin. Ich hätte nicht vermutet, dass der Anblick einer Orange auf einem Foto aus Kindertagen solche starken Sinneseindrücke bei mir wachrufen würde. Es waren damals flüchtige Momente der Freude, ja sogar Augenblicke des Glücks. Sie waren einfach, schön und kostbar. Und heute, als erwachsene Frau, gebe ich mich gerne, wenn auch nur für kurze Zeit, diesem schönen Gefühl hin.

Im Laufe meines Lebens hat sich das, was mich jeweils glücklich gemacht hat, oft verändert. Gelegentlich bin ich losgezogen und habe versucht, das ganz große Glück zu finden. Manchmal glaubte ich es gefunden zu haben und plötzlich war es dann wieder weg. Es war ein langer Lernprozess, eine Rückbesinnung auf bereits Erlebtes und intensiv Gefühltes. Inzwischen weiß ich, dass das kleine Glück überall ist und dass man es findet, wenn man nur aufmerksam ist. Das intensive Gefühl, welches ich damals empfunden habe, als ich eine Orange zu Weihnachten geschenkt bekam, steht jetzt in meinem inneren Genuss-Archiv ganz oben. Ab und zu hole ich es hervor, dann zaubert es mir ein Lächeln ins Gesicht. Es ist dann mein ganz persönlicher Glücksmoment.

› Von einer Ausnahmepädagogin in Temeswar: Paula Knopf

Eine Kastanie erzählt ...

Von Astrid Ziegler

Manchmal reicht ein Duft, um eine Erinnerung heraufzubeschwören, ein Song, ein Kleid oder ein bestimmtes Licht. Von Mensch zu Mensch verschieden, sind es unterschiedliche Phänomene und Dinge, die unser Gedächtnis in eine bestimmte Richtung lenken.

Kastanien lassen meine Gedanken immer zu unserem ehemaligen Haus in Temeswar schweifen, das zur Straße hin von vier mächtigen Kastanienbäumen flankiert wurde, deren Kronen sich beschirmend über das Dach erhoben. Pünktlich zum Schulbeginn am 15. September ließen sie jedes Jahr Unmengen ihrer Samen darauf herabprasseln. Die dumpfen Aufschläge, die man schon morgens bis ins Haus hörte, waren das Signal für mich, hinauszulaufen und die ganze herbstliche Pracht zu bewundern. Im Hof und auf der Straße lagen die von uns Kindern schon heiß ersehnten rotbraunen Kugeln und ihre stacheligen Hüllen. Es war Bastelmaterial zu einer Zeit, als wir wenig Spielsachen hatten und nicht wussten, was Lego oder Playmobil war. Nach der Schule konnte ich nicht schnell genug wieder unter die Kastanienbäume eilen, um die herabgefallenen Kastanien aufzusammeln.

Im Herbst 1975 war ich Schulkind geworden. Eltern und Großeltern hatten sich vorher sorgfältig über die deutschen Klassen in der Stadt informiert und sich schließlich für die Allgemeinschule Nr. 8 (Școala Generală Nr. 8) in der Josefstadt entschieden. Das Schulhaus gehörte zum Gebäudekomplex der ehemaligen Notre Dame-Klosterschule, eine in Temeswar berühmte Institution, die schon meine beiden Großmütter besucht hatten. Dort sollte die bekannte und erfahrene Lehrerin Paula Knopf eine letzte Klasse vor ihrer Pensionierung übernehmen. Seit der Nachkriegszeit war Frau Knopf jahrelang als Übungsschullehrerin auch mit der Ausbildung von angehenden Pädagogen betraut gewesen. Sie unterrichtete nicht nur in der Josefstädter Grundschule, sondern arbeitete

auch in der Fortbildung für Lehrkräfte und war als auswärtige Mitarbeiterin des Schulbuchverlags tätig. Der Ruf der Lehrerin Knopf war in Temeswar so hervorragend, dass meine Familie beschloss, den weiten Schulweg, auf dem ich noch begleitet werden musste, in Kauf zu nehmen.

Es war eine gute Wahl! Die ersten drei Schuljahre waren für mich und wohl auch für meine 40 Mitschülerinnen und Mitschüler wunderbar. Souverän und mit großer Zuneigung pflanzte uns unsere „Genossin Lehrerin“ die Liebe zu Wissen und Bildung ein. Paula Knopf war auf liebevolle Weise streng. Das klingt wie ein Widerspruch, doch sie vereinte eine natürliche, durch große Erfahrung noch gewachsene Autorität mit einem heiteren Wohlwollen für uns Grundschüler. Mit ihrer Handpuppe „Kasperle“ kam ein lustiger Gehilfe in unsere Klasse, der immer wieder heitere Stimmung herstellte in der sonst schon in der ersten Klasse von Konzentration geprägten Arbeitsatmosphäre.

Auch das Fundament für Toleranz und Mitmenschlichkeit wurde in diesen frühen Schuljahren gelegt. Frau Knopf stellte bereits an einem der ersten Schultage, nachdem sie wieder einmal morgens den Katalog vorgelesen hatte, klar: „Eure Namen sagen mir, dass ihr aus deutschen, rumänischen, ungarischen und jüdischen Familien kommt. Wir wollen hier alle gut miteinander auskommen und keiner ist aufgrund seiner Abstammung oder Nationalität besser als der andere!“ Und wie gut wir uns verstanden! Eine so gute Klassengemeinschaft wie damals in Temeswar habe ich später nie wieder erlebt.

Wir lernten in diesem kollegialen Klima nicht nur gerne, sondern spornten uns gegenseitig in Leistung und Ideen an. Die hervorragenden Noten wurden in ein Büchlein eingetragen, rumänisch „carnet“, und den Eltern stolz jedes Mal zur Unterschrift vorgelegt. Zwar reichte die Skala von eins bis zehn, doch die meisten von uns bekamen kaum mal



Die Lehrerin Paula Knopf mit einigen Schülern meiner Klasse I-c beim Abschlussfest
Foto im Besitz der Autorin

eine Neun, so gut wurde der Stoff vermittelt.

Bei so viel Lerneifer und auch Talent hatte Frau Knopf in der dritten Klasse für uns Schüler einen Lesezirkel gegründet. So ergab sich die Möglichkeit, nach Unterrichtschluss in diesem Kreis an kindgerechte Literatur herangeführt zu werden. Unsere Lehrerin machte uns dort mit den Neuerscheinungen der rumäniendeutschen Kinderbücher vertraut. Das waren Werke von Hedi Hauser, Erika Hübner-Barth oder Ricarda Terschak. Vor allem deren Werk „Drei Kinder und ein Dackel“ wurde der Kinderbuch-Bestseller der damaligen Jahre. Der freche Dackel „Tuppi“ daraus war so beliebt wie Paddington Bär oder Winnie Puh in den heute noch bekannten Kinderbuch-Klassikern.

Als unsere „Geno Knopf“, wie wir sie abgekürzt liebevoll statt Genossin genannt haben, nach der dritten Klasse pensioniert wurde, schenkte sie jedem von uns zum Abschied das Lesebuch „Das Rosenmädchen“. Auf die erste Seite schrieb sie mir als persönliche Widmung einen Spruch von Goethe:

„Es ist nicht genug zu wissen,
man muss auch anwenden,

es ist nicht genug zu wollen,
man muss auch tun.“

Damals konnte ich nicht viel damit anfangen. Erst später verstand ich, dass sie mich sehr gut einschätzte, meine Lehrerin. Sie erkannte als erste das Kind, dem alles nur so zuflog, das aber nicht ehrgeizig war.

Durch so gute Förderung fand ich bald Vergnügen daran, selbst Texte zu verfassen. In Schulaufsätzen konnte ich meiner damals schon überbordenden Fantasie freien Lauf lassen. Die gelungensten davon, alle mit der Note 10 im Notenheft bewertet, schrieb ich nochmal in ein Notizbuch, das mein eigenes Geschichtenbuch werden sollte. Dort finden sich zum Beispiel Ausführungen über „Das Leben des Igels“ oder die Beschreibungen „Unser Klassenzimmer“ und „Mein Federkasten“. Dieses Büchlein ging mit auf die Reise, als ich die Schule anlässlich unserer Aussiedlung Mitte der fünften Klasse verließ.

Wie wohl das heute zerfledderte Büchlein die Jahrzehnte überdauert hat, ohne ausgemistet und weggeworfen zu werden? Wollte ich es unbedingt aufheben, um später etwas damit zu tun? Wenn Ehrgeiz und Tatkraft erwachen, wie es mir Paula Knopf subtil ermahnd ins Stamm-

buch geschrieben hatte, und ich all diese Erinnerungen verarbeiten würde?

Darin fand ich vor kurzem mein damaliges Meisterwerk, einen Aufsatz, ja eine Geschichte mit dem Titel „Eine Kastanie erzählt“. Die Idee, als Erzählerin in das grüne Stachelkleid zu schlüpfen, die Perspektive meiner geliebten Kastanien einzunehmen und eine von ihnen zu werden, hatte mich so sehr beflügelt, dass ich für diesen Schulaufsatz die Note 10 mit Sternchen bekam.

Dieser Text ist auch ein Zeugnis davon, wie hervorragend die Schulausbildung in Temeswar noch Ende der 70er Jahre gewesen ist. Die Generation von Frau Knopf hat Wissen gesät, das wunderbare Früchte getragen hat und noch weiter trägt.

Lassen wir als Würdigung dieser wunderbaren Ausbildung die kleine Astrid als Ich-Erzählerin in der Rolle einer stacheligen Kastanie sprechen. Und dadurch zeigen, was die begnadete Lehrerin Paula Knopf einer Schülerin schon in der dritten Klasse beigebracht hatte.

Eine Kastanie erzählt

(Mein Aufsatz in der III. Klasse)

Ich wuchs auf einem großen schattigen Kastanienbaum. Doch das wusste ich nicht, denn ich steckte in einem grünen Stachelkleid. Dort war es dunkel und still und ich konnte weder etwas sehen noch hören. Da platzte eines Tages mein Kleid und ein heller Sonnenstrahl fiel mir ins Auge. Mein Baum stand vor einer Schule. Ich sah zum Fenster hinein und staunte: viele fleißige Kinder lernten lesen, schreiben und rechnen. Einige Kinder kamen zu spät. Gerade kam eines der Kinder unter unserem Baum vorbei. Es plauderte lustig mit seinem kleinen Bruder. Vor der Tür trennten sie sich. Ich dachte: wie schade, daß ich nicht unten liegen kann.

Ein Morgenwind strich durch die Kronen der Bäume. Auf einmal öffnete sich mein Kleid und ich fiel zur Erde ...

(Den ganzen Aufsatz können sie auf banat-tour.de lesen.)

› Mit der Eroberung der Stadt setzte die 164-jährige osmanische Herrschaft im Banat ein

Der Kampf um Temeswar 1551-1552

Von Astrid Ziegler

Die Belagerungen Wiens gehören zu den spektakulärsten in der Geschichte Europas. Der „goldene Apfel“ hatte die Begehrlichkeit der nach Europa drängenden Türken schon bald geweckt. Zweimal wurde die Hauptstadt der Habsburger von ihnen angegriffen, schon 1529, als die Osmanen zur Zeit von Sultan Süleyman erstmals mit großer Macht auf den Balkan gekommen waren. Die geplante Eroberung der prestigeträchtigen Stadt gelang jedoch nicht. Obwohl der Befehlshaber der Angreifer geprahlt hatte, sein Frühstück nach zwei Wochen im Stephansdom einnehmen zu können, wurde daraus nichts. Die triumphierenden Verteidiger der Stadt, unter denen sich tausende von Landsknechten befanden, spotteten, dass das Essen in der Kirche schon kalt würde. Auch der zweite Eroberungsversuch Wiens durch den türkischen Gegner im Jahr 1683 wurde nur knapp abgewendet dank des Entsatzheeres der kaiserlichen Verbündeten, das gerade noch rechtzeitig eintraf, um das Schlimmste zu verhindern.

Temeswar – Vorposten des christlichen Abendlandes

Die Voraussetzungen für diese so gründlich erforschte Schlüsselsituation in der europäischen Geschichte wurden schon Mitte des 16. Jahrhunderts geschaffen. Das äußerste christliche Bollwerk im südöstlichsten Zipfel des Habsburger Reichs war die Stadt Temeswar/Timișoara im heutigen Rumänien. Das Schicksal dieses weniger bekannten europäischen Vorpostens vor 470 Jahren wurde entscheidend für die Expansion des Osmanischen Reiches und ermöglichte es diesem schließlich, immer weiter bis nach Mitteleuropa vorzudringen.

Mitte des 16. Jahrhunderts war das Königreich Ungarn durch einen Thronstreit geschwächt. Ferdinand I., römisch-deutscher König, der auch die Stephanskronen für sich beanspruchte, hatte von seiner langjährigen Rivalin Isabella Zápolya in einem im Juli 1551 geschlossenen Vertrag neben Siebenbürgen auch die Temescher Grafschaft mit der Hauptstadt Temeswar bekommen. Das Bündnis weckte die Hoffnung auf Einigung des gespaltenen ungarischen Königreichs. Und so schickte König Ferdinand seinen Gefolgsmann, den ungarischen Adligen István Losonczy, um die Festung vom bisherigen Kommandanten Péter Petrovics zu übernehmen und seinem Herrschaftsgebiet einzuverleiben. Petrovics, langjähriger Parteigänger der Gegner im Thronstreit, kannte die Gefahr, die der Temescher Grenzregion durch Sultan Süleyman drohte, nur zu gut. Bei der Übergabe der Festung Temeswar an Losonczy soll er gesagt haben: „Wer nach mir diesen Platz drei Jahre lang gegen die Türken behauptet, dem verpflichte ich mich eidlich als Stallknecht zu dienen!“ Ein hoher Wetteinsatz, der einen Adligen im Handumdrehen zum Dienstboten degradiert hätte!

Temeswar war zu der Zeit eine der am stärksten befestigten Städte des Königreichs. Es war außerdem im Süden und Osten durch ausgedehnte Sümpfe und Seitenarme des Flusses Bega wie durch einen natürlichen Verteidigungsgürtel geschützt. Die gesamte Anlage bestand aus der Burg und der Stadt mit den vorgelagerten Vierteln Kleine Palanka und Große Palanka. Zwischen Kastell, das von festen Mauern und Wassergräben umgeben war, und Stadt befand sich als wichtigster Wehrbau der Wasserturm. Über diesen Turm waren Stadt und Festung durch eine Brücke verbunden.



Malerische Darstellung des mittelalterlichen Temeswar von Franz Ferch Einsender der Illustrationen: Astrid Ziegler

Die Türken wussten von der großen strategischen Bedeutung dieses Vorpostens, der noch südöstlicher lag als alle anderen Städte. Von ihnen ist der Spruch überliefert: „Jene, die Buda erobern, haben eine Stadt, aber die, die Temeswar erobern, haben ein Land gewonnen!“ Entsprechend groß waren die Anstrengungen der Osmanen, diese wichtige Stadt zu nehmen.

Lange Zeit ging man in der Forschung davon aus, dass Temeswar nicht zu halten gewesen sei. Es stellt sich dennoch die Frage, ob das Schicksal Temeswars durch günstigere Umstände noch einmal hätte gewendet werden können.

István Losonczy – mutiger Festungskommandant

Drehen wir das Rad der Zeit zurück und blicken auf die Kämpfe um Temeswar in den Jahren 1551-1552. Schauen wir mal von oben auf diese hin- und herwogende Partie zwischen Leben und Tod, gespielt von König Ferdinand I. und Sultan Süleyman.

Die Adligen, die auf der Seite des ungarischen Königs in dem blutigen

Spiel mitkämpften, kamen aus verschiedenen Ländern Europas. Da gab es spanische Anführer mit so klingenden Namen wie Bernardo de Aldana, Alfonso Perez, Caspar Castelvivo, die auch böhmische und deutsche Söldner befehligten. Ein große Anzahl der rund 3500 Verteidiger standen unter dem Befehl ungarischer Adliger, darunter der junge Simon Forgács, der noch eine besondere Rolle spielen wird. Die herausragendste Persönlichkeit der königlichen Kämpfer, der Festungskommandant István Losonczy, entstammte ebenfalls einem alten ungarischen Adelsgeschlecht, dessen Stammsitz Burg Somoskő (Šomoška) heute in der Slowakei liegt. Auch in Pankota, nahe der Stadt Lippa im Banat, hatte die Familie bedeutende Besitzungen und eine Festung, die während Losonczy's Abwesenheit von seiner Frau Anna Pekry verwaltet wurden.

Auf der Seite Süleymans traten im Jahr 1551 so prominente Figuren an wie Sokollu Mehmed Pascha, der Beglerbeg von Rumelien, Ulama Pascha, der Statthalter von Bosnien, Ali Beg aus Syrien oder Kadis Pascha, der Ex-Statthalter von Ofen.

Der neue Temescher Graf wusste, was ihn erwartete. „Wer sich in Temeswar einschließen lässt, geht sterben“, soll er gesagt haben. Doch Losonczy war entschlossen, bis zum Äußersten zu kämpfen. Er übernahm dieses Himmelfahrtskommando, wie aus seinen Briefen zu entnehmen ist, für seinen König Ferdinand, das Königreich Ungarn und die christliche Religion, die sie verband.

Der erste Ansturm der Osmanen 1551

Als Eröffnung der Kämpfe im Herbst 1551 erfolgte ein nächtlicher Sturmangriff durch die Osmanen unter Mehmed Pascha am 14. Oktober. Die Quellen erwähnen auf Seiten der Angreifer 80 000 Mann, die mit 50 Kanonen vor Temeswar Aufstellung genommen hatten und die Verteidiger durch ihre Übermacht und ein Schreiben einschüchtern wollten, in dem sie die Übergabe der Festung verlangten. Der Temeswarer Kommandant antwortete, die Festung sei „nicht mit Briefen, sondern mit Kanonen einzunehmen; hier werde Mann gegen Mann gekämpft“.



Malerische Rekonstruktion der Festung Temeswar mit Schloss, Wasserturm und Stadt von Franz Ferch

Zehn Tage lang dauerte das erbitterte Ringen. In seinem Verlauf fiel der junge adelige Verteidiger Simon Forgács bei einem Ausfall der Belagerten scheinbar tot unter die Leichen. Der Verwundete wurde von einem Türken entdeckt, gerettet und für 800 Gulden „Bakschisch“ wieder freigelassen. Diese unglaubliche Geschichte ist in den Quellen überliefert. Gab es neben Patriotismus und Gottesliebe auch noch andere Motive? Das Adelsgeschlecht Forgács scheint schon hier Mittel und Wege gehabt zu haben, den jungen Simon frei zu kaufen. Angeblich begab er sich nach seiner Rettung umgehend zurück in die Festung.

Auch der Verteidiger von Temeswar István Losonczy, dessen großer Idealismus für König und Christentum außer Zweifel steht, hatte ein persönliches Anliegen. Er ersuchte König Ferdinand, seine Töchter im Fall seines Todes als erbberechtigt anzuerkennen.

Die Rochade der Verteidiger glückt im Herbst 1551. Von Lippa kam Unterstützung durch den kaiserlichen General Giovanni Battista Castaldo und den Gouverneur von Siebenbürgen Bischof Georg Martinuzzi, die mit einer großen Streitmacht die dortige Festung zurückerobert hatten. Angesichts eines solchen Gegenangriffs wichen die Osmanen am 16. November nach knapp vier Wochen Belagerung zurück und begaben sich ins Winterquartier nach Belgrad. Die Kaiserlichen hatten es mit vereinten Kräften geschafft, die Übermacht abzuwehren, eine bedeutende Leistung angesichts der Übermacht der Angreifer. So gewannen sie über den Winter Zeit, um sich für einen erneuten Angriff vorzubereiten.

Die erneute Belagerung der Festung Temeswar 1552

Im Frühjahr des Jahres 1552 nahm die Partie wieder Fahrt auf. Losonczy war nach einem kurzen Intermezzo, in dem der Spanier Aldana als Festungskommandant für Temeswars Aufrüstung zuständig war, in seine alte Stellung zurückgekehrt. Doch er und die anderen Anführer Ferdinands haben die Zeit mit Uneinigkeit verbracht. Vor allem Losonczy und Aldana wurden Rivalen. Durch Korruption und Misswirtschaft waren die vom König nach Temeswar geschickten Mittel alles andere als optimal zur Verteidigung der Stadt eingesetzt worden. Immerhin waren die Befestigungsanlagen am östlichen Tor verstärkt und zwei weitere Wassergräben ausgehoben worden. Zur Verteidigung Temeswars hatten sich wieder spanische, böhmische und deutsche Kämpfer in der Garnison versammelt, die von Caspar Castelvivo, Alfonso Perez und Diego Mendoza angeführt wurden. Auch rumänische Adelige aus Karansebes waren zu Hilfe gekommen. Dennoch befanden sich diesmal unter dem Kommando Losonczy's in der Festung weniger Kämpfer als beim ersten Angriff im Herbst.

Ganz anders war die Situation auf Seiten der Osmanen. Die Gegner hatten ihre Hausaufgaben nach dem erfolglosen Auftritt im Herbst gemacht. Süleyman bündelte seine Kräfte und stellte seine Figuren optimal auf. Er sammelte 160 000 Mann und 160 Geschütze bei Adrianopel, eine gewaltige Streitmacht, die er nach Südungarn führte. Unter dem Kommando von Ahmed Pascha überschreiten die Osmanen die Donau und erscheinen Ende Juni vor Temeswar. Mehmed Pascha lagert mit seinen Truppen im Osten der Stadt, Hassan, der Pascha von Anatolien, kommt vom Westen her. Temeswar ist umzingelt.

(Fortsetzung auf Seite 7)

› Mit der Eroberung der Stadt setzte die 164-jährige osmanische Herrschaft im Banat ein

Der Kampf um Temeswar 1551-1552

(Fortsetzung von Seite 6)

Nachdem die schweren Geschütze schon nachts in Stellung gebracht worden sind, beginnt am nächsten Tag der Angriff durch die Kanonen aus dem Süden und Osten. Nach vier Tagen ununterbrochenem Beschuss halten die Bollwerke vor den Toren nicht mehr stand. Doch die Verteidiger schaffen es, den Sturm auf die Festung am 3. und 6. Juli zurückzuschlagen. Die Belagerten reparieren Tag und Nacht die zerstörten Mauern und schließen die Lücken in ihren Reihen. Der spanische Hauptmann Castelluvio kämpft an vorderster Front und hindert die Angreifer persönlich, durch eine Bresche in der Mauer neben dem östlichen Tor einzudringen. Die Quellen sprechen von 2000 Opfern allein auf türkischer Seite. Doch auch Don Caspar Castelluvio, der herausragende Anführer, bezahlt den wagemutigen Einsatz in diesem Kampf mit seinem Leben.

Als nach 22 Tagen erfolgloser Belagerung Ahmed Pascha das Feuer einstellen ließ, kam es zu einer Pause. Die gegnerischen Parteien waren im Mittelspiel der Partie auf Leben und Tod geschwächt und mussten sich neu organisieren. Es fehlte auf beiden Seiten der Nachschub. Losonczy schmuggelte Boten in türkischer Verkleidung aus der Festung und wandte sich nach allen Seiten um Hilfe. Seinen Schreiber Földváry schickte er mit seinem versiegelten Testament und der Bitte um Unterstützung nach Pankota zu seiner Frau Anna Pekry.

Er schrieb an den Erzherzog Max, an den Oberbefehlshaber Castaldo, an Andreas Báthory, den Woiwoden Siebenbürgens, an den Ban von Karansebesch und den Obergespan von Bihar. Doch leider blieben die Hilfesuche ohne Erfolg. Zwei Soldaten wurden sogar nach Lippha geschickt, um General Aldana um Hilfe zu bitten. Dieser lehnte aber ab und verweigerte seinem verzweifelten Verbündeten die Unterstützung.

Lediglich Losonczy's „Dame“ Anna rüstet eine Entsatztruppe von 1000 Mann aus, die aber noch vor Lippha durch türkische Reiterei in die Flucht geschlagen wurde.

Die Osmanen agierten hingegen als erfolgreicherer Team. Ahmed erhielt am 19. Juli den begehrten Nachschub an Kriegsgüter von Hassan, dem Beglerbeg von Anatolien. Sobald die Türken wieder über Pulver und Kugeln verfügten, griffen sie Temeswar mit geballter Macht an. Sogar die Kräfte der Natur verbündeten sich diesmal mit ihnen. Im Juli trock-



neten die von den Wasserarmen der Bega gespeisten Sümpfe, die um Temeswar einen natürlichen Schutz boten, aus. Ahmed ließ Bretter über das Moor legen, um möglichst nah an die Mauern der Stadt heranzukommen.

Das Endspiel der Partie um Temeswar

Am 24. Juli erfolgt schließlich die Mobilisierung aller Kräfte im Endspiel der historischen Partie um Temeswar. Dieser Kampf konzentriert sich auf den Wasserturm, der Stadt und Festung verband und damit eine strategische Schlüsselposition einnahm.

Am 25. Juli kommt es zur erbitterten Schlacht, in der 3000 Türken getötet werden. Auch in den Reihen der Belagerten gibt es große Verluste. Als sogar der spanische Anführer Diego Mendoza tödlich verwundet wird, sinkt die Hoffnung der Verteidiger rapide.

Der nächste Tag, der 26. Juli, bringt schließlich die Entscheidung. Beide Parteien kämpfen bis zur absoluten Erschöpfung. Die Befehlshaber der Osmanen Ahmed Pascha, Mohammed Sokolli, Hassan und Kasim treiben ihre Soldaten selbst mit eisernen Keulen in den Kampf.

So angefeuert gelingt es den Türken, die Stadt mit Pfeilen in Brand zu setzen. Die Janitscharen pflanzen schließlich die Fahne mit Halbmond und Rossschweif auf die Spitze des Wasserturms, wodurch seine Eroberung und das Schicksal der Stadt besiegelt ist. Losonczy gelingt es noch, sich mit seinen Getreuen über die Zugbrücke in die Festung zurückzuziehen, von dort aus kann ihm je-

doch weder Abwehr noch Flucht gelingen. Er ist schachtmatt gesetzt.

Die Osmanen schickten daraufhin unverzüglich die Forderung zur Kapitulation. In der Festung herrschte zunächst Uneinigkeit über das weitere Vorgehen. Der Tod des schwer verwundeten Anführers Diego Mendoza war wohl ausschlaggebend dafür, dass die Spanier die Waffen strecken wollten. Die Ungarn zögerten, beugten sich aber schließlich der Macht des Faktischen. Um weiteres Blutvergießen zu vermeiden und sein Gesicht zu wahren, stellte Losonczy die maximale Forderung: freier Abzug der Artillerie mit allen Waffen und dem ganzen Gepäck unter fliegenden Fahnen. Ahmed Pascha stimmte zu und sandte zur Bekräftigung einen Ferman, ein amtliches Dokument der Osmanen.

Die Verteidiger verließen schließlich nach über vier Wochen Belagerung Temeswar, um das sie so erbittert gekämpft hatten, durch das Lipphaer Tor. Zuerst die Wagen mit Gepäck, Kranken und Verwundeten, es folgte Losonczy mit seinen Ungarn, danach die Spanier und schließlich das Fußvolk und die Bürger. Sie zogen durch zwei enge Reihen von Janitscharen, die so aufgestellt waren, dass nur zwei Reiter oder ein Wagen dazwischen Platz hatten. Es muss ein imposanter Anblick gewesen sein.

Der Kommandant Losonczy reitet durch das Spalier der Gegner mit fliegenden Fahnen und ohne Rüstung. Sein Page Andrés Tomory folgt ihm in dieser letzten Inszenierung und trägt seinen silbernen Harnisch und den goldenen Helm. Ein in der Stadt abgefeuerter Kanonenschuss gibt jedoch das Signal zur Provokation. Die Janitscharen beginnen die



Osmanische Miniaturen der Belagerung Temeswars

Kolonnen der Abziehenden anzugreifen. Als auch der Page vom Pferd gerissen wird, gibt Losonczy seinen Soldaten das Zeichen zum Kampf.

Die Verteidiger Temeswars hatten in diesem ungleichen Gemetzel keine Chance, sie wurden entweder getötet oder gefangengenommen. Losonczy wurde mit schweren Wunden an Kopf und Brust vor den Pascha gebracht. Sterbend lieferte er sich mit Ahmed noch ein letztes Wortgefecht. Losonczy wirft seinem Gegner in diesem Schlagabtausch Verrat vor. Dieser kontert mit dem schmählischen Verhalten der Kaiserlichen vor Lippha, als der besiegte Ulama Pascha, dem ebenfalls freies Geleit zugesichert worden war, hinterrücks angegriffen wurde.

Das Schachspiel ist schon lange entschieden, doch lassen wir Losonczy das letzte Wort behalten. Er bereut vor dem Pascha nur die Tatsache, die Waffen gestreckt zu haben. Schließlich musste er sterben, wie er es schon lange vorausgesagt hatte. Ahmed Pascha ließ ihn enthaupten und sandte den Kopf mit einigen Gefangenen und den erbeuteten Fahnen zu Sultan Süleyman nach Konstantinopel. Erst danach waren sein Sieg und sein Ruhm nach den osmanischen Regeln der Eroberung vollständig.

Epilog

Der Kampf um Temeswar war zu Ende. Doch István Losonczy und seine Verteidigung Temeswars werden zum Mythos. Eine spätere, idealisierte Darstellung zeigt ihn, von dem wir kein zeitgenössisches Bild haben, wie er mit Helm, Vollbart und breiter Brust entschlossen blickend

den Feinden trotzt. In Temeswar gibt es auch heute noch eine Losonczy-Gesellschaft, die sein Andenken hochhält.

Das reale Erbe des Adligen Losonczy trat, so wie von ihm gewünscht und testamentarisch festgelegt, seine Tochter Anna an. Sie bekam auch die Stammburg der Familie Somoskó und schaffte es, dass diese 22 Jahre lang trotz mehrerer osmanischer Angriffe nicht erobert wurde. Auch als die umliegenden Burgen schon lange gefallen waren und Somoskó im türkischen Territorium eingeschlossen war, konnte die auf einem Basalthügel gelegene Festung von den Feinden nicht eingenommen werden. Anna Losonczy heiratete zuletzt Sigmund Forgács, den Sohn des Mitstreiters ihres Vaters. Simon Forgács hatte erneut großes Glück gehabt. Er hatte das Gemetzel vor Temeswar überlebt, war von den Türken gefangengenommen und wieder freigekauft worden. Nach Annas Tod erbte ihr Mann Sigmund die Stammburg der Losonczy's.

General Bernardo de Aldana wurde wegen verweigerter Hilfeleistung des Hochverrats angeklagt. Zunächst zum Tode verurteilt, hatte er das Glück, durch spanische Intervention begnadigt zu werden und kam nach einigen Jahren Festungshaft frei, um seine militärische Karriere fortzusetzen. Von ihm sind als wichtige historische Quelle zu den Ereignissen um die Eroberung Temeswars 1551/1552 Memoiren und Briefe überliefert. Es ist wünschenswert, dass diese ins Deutsche übersetzt werden. Dann würden wir der Frage etwas näherkommen: Hätte Temeswar damals unter anderen Umständen gehalten werden können?

› Ein Auszug aus Zedlers „Großem vollständigem Universallexikon“

Temeswar – eine große und sehr befestigte Stadt

Das „Grosse vollständige Universal-Lexicon Aller Wissenschaften und Künste, Welches bisher durch menschlichen Verstand und Witz erfunden und verbessert worden“ ist die umfangreichste und wichtigste deutschsprachige Enzyklopädie des 18. Jahrhunderts. Das Lexikon wurde von dem Leipziger Buchhändler und Verleger Johann Heinrich Zedler (1706–1751) herausgegeben, nach welchem es häufig Zedlersches Lexikon oder auch nur Zedler genannt wird. Es ist in den Jahren 1731 bis 1754 erschienen und umfasst 64 Bände sowie vier Supplementbände.

Aus dem ausführlichen Lexikonartikel zu Temeswar, der im 42. Band (1744) erschienen ist, veröffentlicht wir nachfolgend – unter Beibehaltung der Rechtschreibung des Originals – einen Auszug, der sich auf die Entwicklung der Stadt bis zu deren Eroberung durch die Osmanen im Jahr 1552 bezieht.

Temeswar, so auch Teutsch Temesburg heisset, lat. *Temeswaria*, *Temesvarinum* oder *Temesium*, eine grosse und so wohl durch die Natur als Kunst sehr befestigte Stadt in Ungarn, zwischen der Theiß und der Siebenbürgischen Gräntze, ohngefähr 10 Meilen von Belgrad, liegt an dem Bega und Temes-Fluß, welche daselbst sich in viele Arme zertheilen, in einem morastigen Grunde. Die Stadt samt dem Schlosse ist von den alten ungarischen Königen wider die öftern Einfälle der damals noch heydnischen Bulgaren und Cumaner erbauet, und mit Kriegsvolk stets besetzt gehalten worden.

Die Stadt ist mit 2 tiefen Wassergräben, starcken Mauern und Bollwercken befestiget; die Vorstadt aber mit einer grossen Palancka umgeben, gleichwie bey dem Schlosse eine kleine Palancka befindlich. Gegen Aufgang und Niedergang ist es unmög-

lich, Belagerungs-Wercke davor zu machen. Es ist sehr schwehr solches gegen Mittag zu thun, und nur gegen Norden hat es eine Breite von 5 oder 600 Ruthen, welche dazu geschickt, und dennoch kan es nicht anders, als bey einer guten und trockenen Zeit unternommen werden. Gantz Temeswar theilet sich in 3 Theile ein, nemlich in die Stadt, das Schloß und die Palancken. Will man die kleine Palancke, so sich hinter dem Schloß befindet, dazu rechnen, so sind ihrer viere. Ein jedes von diesen Theilen hat seinen Graben voll frischen Wassers. Wenn man von der Seite von Arrat [Arad] oder Siebenbürgen gegen Temeswar kommt, so findet man gleich die Palancke, welches eigentlich zu reden, nichts anders als eine Einfassung von aufeinander liegenden Balcken ist, nebst einem Graben, welcher weder Streichwehren noch andere Vertheidigungs-Wercke hat, die Stadt

selbst ist von aussen mit einem bedeckten Wege umgeben, vor diesen liegt ein Vor-Graben; innwendig aber ist ein grosser Haupt-Graben mit einem starcken Walle, und einer Berme in dem Graben. Alle diese Wercke sind mit grossen Balcken gefüttert. Sie sind sehr tief in die Erde gesetzt, und stehen 7 Schuhe hoch heraus, daher sie denn auch Pallisaden abgeben.

Im Jahr 1551 ist sie von den Türcken vergeblich belagert, 1552 aber unter der Regierung Soleymanns von dem Mehemet Bassa nach 30tägiger Belagerung durch Accord erobert worden welchen er aber der Besatzung nicht gehalten, sondern dieselbe in 4000 Mann starck beym Abzuge alle niedergehauen, und den Commendanten Stephan Losonczy gefangen nach Constantinopel führen lassen, da ihm gleichfals der Kopf abgeschlagen, den Einwohnern

aber anbefohlen wurden, sich wieder in die Stadt zu begeben und nach ihren Gésetzen zu leben. Damals waren Städte besessen, deren die eine gegen Morgen die Insul, die andere gegen Mitternacht eigentlich Temeswar genennet war, welche alle beyde samt dem Schloß (welches in der Mitten war, und einen tiefen Wasser-Graben, die grosse Stadt aber 3 Thore hatte, davon 2 aber mit dicken Bollwercken von Erden und Holze versehen) durch den Kayserl. General Castaldi [Castaldo] etliche Jahre vor der Türkischen Eroberung befestiget worden, und lag auch zwischen der Stadt und dem Schlosse der Wasserturm, so sehr feste war. Von dieser Zeit an ist sie ins 165. Jahr beständig in der Türcken Händen geblieben, welche sie so vortreflich befestiget, daß sie dieselbe vor eine unüberwindliche Gräntz-Festung gehalten.

› Das Geheimnis um den seltsamen Fund gelüftet

Die Pistole im Brunnen

von Astrid Ziegler

Den Ziehbrunnen in unserem Hof in Paulisch gibt es seit ewigen Zeiten. Früher ließ man den Eimer an einer Kette hinunter, hörte, wie das Wasser hineinschwappte und drehte dann das Rad, bis er schwer gefüllt wieder zum Vorschein kam. Ein tägliches Workout nicht nur für Schultern und Arme, sondern für den ganzen Körper. Man musste die Wassereimer auch noch über den Hof und die Treppe hinauf in die Küche schleppen. Aus dem Eimer schöpfte man, wenn man Durst hatte, mit einem Emaille-Becher das köstlich-kühle, frische und schmackhafte Brunnenwasser.

Als ich nach Paulisch zurückkehrte, funktionierte die Wasserversorgung immer noch über den Brunnen. Inzwischen beförderte jedoch – wie langweilig – eine Pumpe das kostbare Nass an die Oberfläche. Über Jahrzehnte war in der ganzen Gegend der Grundwasserspiegel gesunken und viele Brunnen versiegten. Unser Brunnen hatte noch wenig Wasser, das jedoch sandig und von minderer Qualität war. Mit dem Einbau eines Badezimmers und dem Anschluss an die Wasserleitung zog dann endlich Komfort ins Haus ein. Wir wussten das durchaus zu schätzen, denn auf Dauer war es doch beschwerlich, sich über dem „Lavor“ (Waschschüssel) zu waschen.

Es kam aber häufig vor, dass die Wasserversorgung stundenlang wegen Reparaturen an den maroden Leitungen unterbrochen wurde. Daher beschlossen wir, wieder Wasser aus unserem alten Brunnen sprudeln zu lassen. Dafür heuerten wir ein auf Bohrungen spezialisiertes Familienunternehmen an. Es war sehr mutig von den Männern, sich angeseilt in den scheinbar unendlich tiefen Schacht hinunterzulassen. Zusätzlich mussten sie sicherstellen, dass

es dort unten genug Sauerstoff und keine toxischen Gase gab, die eine Ohnmacht hätten verursachen können. Dort unten stellte sich heraus, dass der Wasserspiegel im Brunnen nur noch einen halben Meter betrug. Beim Säubern des Brunnenbodens von Dreck, Schlamm und Schlick tauchte ein seltsamer Gegenstand auf. Das Metall war zwar schon erodiert, die Form ließ aber keinen Zweifel zu: Es handelte sich um eine Pistole!

Wir waren erstaunt und aufgeregt, denn mit dem Fund kamen Fragen auf. Wie lange war die Waffe dort unten gelegen? Wer hatte sie aus welchem Grund in den Brunnen geworfen? War es im Zusammenhang mit dem Krieg geschehen?

In der Nähe von Paulisch hatten im September 1944, als die Russen schon in Rumänien waren, schwere Kämpfe rumänischer Einheiten mit Horthy-Truppen stattgefunden. Zu den gefallen Kämpfern gehörten junge Kadetten aus der Unteroffi-



Der alte Ziehbrunnen

Fotos: Hans Rothgerber



Da man im Dorf nicht sicher war, beschloss eine Paulischer Familie sich in den Weinbergen zu verstecken.

zierschule Radna (Școala de subofițeri Radna) und ihr Kommandant Ioan Fătu. Ihnen zu Ehren wurde 1974 das berühmte Heldendenkmal errichtet, das Paulisch landesweit bekannt gemacht hat.

Wie alle Deutschen des Ortes waren auch meine Großeltern damals in großer Aufregung. Ein Glück, dass mein Großvater, ehemaliger Offizier in der rumänischen Armee, zu Hause bei Frau und Kindern war. Sie lebten damals mit den Eltern und der Familie der Schwester meiner Oma in dem großen Haus zusammen. Die Großfamilie, Verwandte und Nachbarn kamen im großen Zimmer zusammen, um zu beraten, wo man Schutz suchen könnte. Da man im Dorf nicht sicher war, beschloss eine Gruppe, sich in den Weinbergen zu verstecken. Meine Mutter, damals drei Jahre alt, erinnert sich noch daran, wie die kleinen Kinder in einer Hütte auf dem Berg auf den Tisch schlafen gelegt wurden. Doch russische Soldaten durchstreiften inzwischen auch die umliegenden Hügel

und nahmen Großvater und Urgroßvater fest. Beide kamen nach Lipa ins Gefängnis, bis sich geklärt hatte, dass sie Zivilisten waren.

In dieser gefährlichen Zeit voller Angst und Verunsicherung brachte der Cousin meiner Mutter, damals Anfang zwanzig, eine Pistole ins Haus. Diese Geschichte war mir damals, als wir den seltsamen Brunnenfund gemacht hatten, von einem Nachbarn erzählt worden, der sehr gut mit der Familie befreundet war. Woher die Pistole stammte, wusste er nicht mehr. Aber er wusste, was damals im Haus geschehen war. Die Schwester meiner Oma, Mutter des leichtsinnigen jungen Mannes, hatte ihm die gefährliche Waffe unter lautstarkem Schimpfen entwendet und sie verschwinden lassen.

Der Brunnen, dessen Wasser inzwischen wieder sechs Meter tief ist, schweigt wie ein Grab. Die Vermutung liegt aber nahe: Die „Mudder“, alias Lissi-Tante, alias Liss-Oma, hatte die Pistole in den Brunnen geworfen.

› Ein einzigartiges historisches Zeugnis aus der Bărăgan-Deportation

Baudokumentation: von der Hütte zum Haus

Von Astrid Ziegler

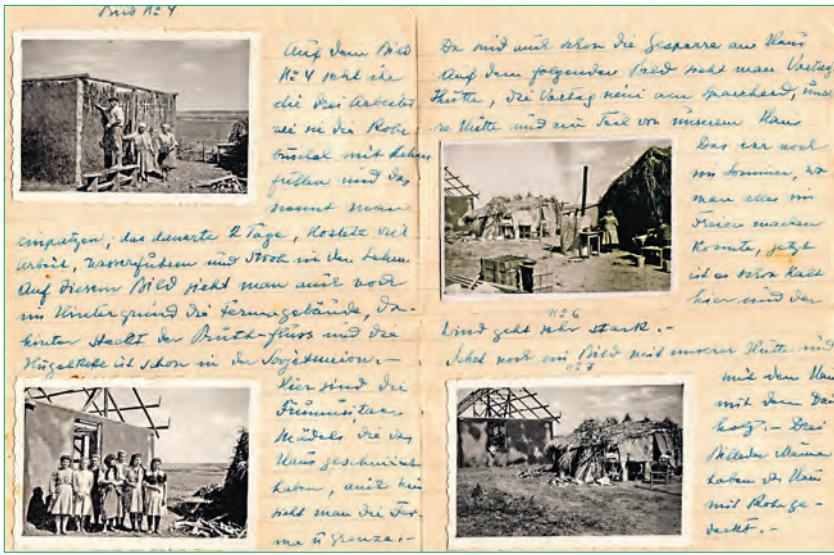
Johann (Hans) Pierre zählt zweifelsfrei zu den herausragenden Persönlichkeiten der Heidegemeinde Billed und des Banater Deutschtums. Vielseitig tätig, machte er sich einen Namen als Fachmann auf dem Gebiet des Hanfanbaus und der Hanfverarbeitung, als Kommunalpolitiker und vor allem als Heimatforscher. Wilhelm Weber verdanken wir einen fundierten Beitrag über sein Leben, Wirken und Streben (erschienen im Billeder Heimatblatt 1991).

Am 18. Januar 1886 in Billed geboren, entstammte Johann Pierre einer Bauernfamilie. Nach dem Abitur in Szeged studierte er in Budapest Chemie und arbeitete anschließend als Ingenieur in Kaschau. Im Ersten Weltkrieg diente er als Reserveoffizier in einem Telegrafienregiment und rüstete 1918 als Oberleutnant ab. Weitere berufliche Stationen waren Kézdivásárhely, Bukarest und schließlich Billed, wo er die Hanffabrik mitbegründete und einige Jahre als Direktor leitete. Von 1939 bis 1942 arbeitete er in Vaslui, wonach er nach Billed zurückkehrte und sich privat betätigte.

Als Vertreter der Deutsch-Schwäbischen Volksgemeinschaft gehörte Johann Pierre dem Temesch-Torontaler Komitatsrat und der Landwirtschaftskammer des Komitats an, zudem engagierte er sich im Schwäbischen Landwirtschaftsverein und war Mitarbeiter des Fachblattes „Banater Landwirt“.

Besondere Verdienste erwarb sich Johann Pierre auf dem Gebiet der Heimatforschung, die er mit einigen wichtigen, neue Erkenntnisse vermittelnden Beiträgen bereicherte. Wilhelm Weber geht in seiner biografischen Skizze näher darauf ein und auch Anton Peter Petri würdigt in seinem „Biographischen Lexikon“ Pierres heimatgeschichtlichen „Aufsätze zum Bestreben des Banater Deutschtums, 1849 durch Petitionen an den Kaiser politische Selbständigkeit zu erlangen“. Bei ihm macht er sogar eine Ausnahme und nennt „der Bedeutung wegen“ diese in der „Banater Deutschen Zeitung“ 1933 und 1934 erschienenen Aufsätze.

Im Juni 1951 wurde Johann Pierre zusammen mit seiner Frau Elisabeth (Elsa) in die Bărăgan-Steppe deportiert. Von dort schrieb er im Oktober des gleichen Jahres einen Brief an seine Enkel, der sich bis heute in Familienbesitz erhalten hat. Auf die näheren Umstände und den Inhalt dieses bebilderten Schreibens geht im Folgenden Johann Pierres Urenkelin Astrid Ziegler ein. Angesichts der Einzigartigkeit dieses historischen Zeugnisses veröffentlichten wir im Anschluss daran mit Zustimmung der Familie die vollständige Transkription des handschriftlichen Briefes samt beigelegten Fotos. Offensichtliche Rechtschreib-, Grammatik- und Interpunktionsfehler wurden stillschweigend korrigiert. WT.



Die Seiten 4 und 5 von insgesamt acht des Briefes von Johann Pierre über den Hausbau in der Deportation

Vor einiger Zeit hat mir mein Vater Hans-Herbert Roman ein für unsere Familie sehr wertvolles Schreiben anvertraut. Es handelt sich dabei um den letzten Brief seines Großvaters Johann Pierre aus Billed, den er aus der Bărăgan-Tiefebene an seine drei Enkelkinder geschrieben hatte. Der Ingenieur und Heimatforscher sowie seine Frau Elsa Pierre waren wie viele andere zum Billeder Bahnhof beordert und am 21. Juni 1951 ins Nirdengwo der Bărăgan-Steppe deportiert worden. Auf meine Frage nach dem Warum, weshalb man zwei alte Menschen, schon über 60 Jahre alt, vor den Augen ihrer Enkelkinder in einen Viehwaggon steckt und ins Unbekannte bringt, zuckte mein Vater mit den Schultern. „Sie waren Großbürger und Intellektuelle, für die neuen kommunistischen Machthaber in Rumänien feindliche Elemente“. Man wollte solche „personae non gratae“, solche unerwünschten Bürger des Landes, aus der Grenzregion zu Jugoslawien, wo Tito inzwischen eine für Moskau und seine Sa-

telliten verdächtige Politik betrieb, entfernen. Statistiken nennen über 40000 Menschen aus dem Banat – Rumänen, Deutsche, Flüchtlinge aus Bessarabien und der Bukowina, Mazedo-Rumänen, Serben, Bulgaren und andere –, die betroffen waren. Sie sollten in der Bărăgan-Steppe neue Dörfer bauen, wie es die Vorfahren der Banater Schwaben einst im Banat getan hatten. Vom Säugling bis zu den Alten wurden die Leute mit ihrer Habe in die Waggonen gepfercht und auf offenem Feld gesetzt. Dort hausteten sie in notdürftig gebauten Hütten, bis sie nach großen Anstrengungen und Kosten kleine ärmliche Häuser bauen konnten.

In dieser Situation schreibt mein Urgroßvater nun an meinen Vater. Schon auf den ersten Blick fiel mir das Außergewöhnliche an diesem Brief auf. Das achtseitige Schreiben ist bebildert und bei genauem Hinsehen erkennt man auf den schwarz-weißen Fotos die Dokumentation seines Hausbaus. Zu den Bildern, die er selbst gemacht hatte und in Galatz entwickeln ließ, liefert er die Beschreibung des jeweiligen Bauabschnittes in sauberer und leserlicher Schrift. Daraus ergibt sich sogar eine brauchbare Anleitung zum Bau eines schiffgedeckten Lehmhauses.

Da stellt sich unwillkürlich die Frage, warum tat er das? Und warum schickte er die Dokumentation des Hausbaus an die Enkelkinder und nicht etwa an die Tochter? Um die Motivation seines Schreibens zu ver-



Ingenieur Johann Pierre mit Krawatte und seine Frau Elsa mit ihrem fertigen Haus

stehen, muss man sich nochmal die Situation beim Abschied am Billeder Bahnhof vor Augen führen. Die weinenden Enkelkinder und die verzweifelte Tochter sehen hilflos zu, wie die Alten weggebracht werden. Wir wissen das aus den Aufzeichnungen der Großmutter Elsa Pierre, die in dem Dokumentationsband „Und über uns der blaue endlose Himmel“ (München 1998) darüber schreibt: „Unsere lieben Kinder, unsere drei teuren Enkel standen hilflos vor dem Zug. Vor uns die Bajonette, das Militär, dahinter die Kinder und Enkel. Es ist einfach unbeschreiblich. Christa ist 7, Hansi 9, Franz 11 Jahre alt. Was müssen sie mit ansehen! Wenn ich sie ansah, würgten alle drei mühsam die Tränen hinunter. Was geschah hier mit Oma und Opa? Die Kinder weinen und wir sind unschuldig, aber wehrlos.“

Johann Pierre versucht nun in dem Brief, für die Enkelkinder eine „Normalität“ herzustellen und sie durch die Baudokumentation zu beruhigen. Es findet sich darin kein Wort der Klage und keine Schilderung der Verzweiflung. Rationalisierung war in der Krise für ihn ein Mittel der Bewältigung. Trotz Krankheit und Alter bewährt er sich als Überlebenskünstler 100 Tage lang in der abgebildeten Hütte. Im Brief zeigt er, dass er Bauherr eines Hauses ist, dessen Entstehung er plant, koordiniert und überwacht. Voller Stolz berichtet er seinen Enkeln darüber. Auf dem letzten Bild sind meine Urgroß-

eltern mit dem fertigen Haus zu sehen. Johann Pierre steht aufrecht und sorgfältig mit Hemd und Krawatte gekleidet davor, seine Frau Elsa blickt aus dem Fenster. Das Tragen der Krawatte, dieses Symbols einer bürgerlichen Existenz, deren man die Deportierten ja berauben wollte, wirkt wie ein Akt des Widerstands. Er beweist Haltung und die Haltung gibt ihm Halt.

Sein letzter Brief, der gleichzeitig die erste Post war, die mein Vater bekam, hat für uns Vermächtnis-Charakter. Er ermahnt zum Schluss seine Enkel Franz, Hanschen und Christa fleißig zu lernen und lädt sie ein, zu ihm zu Besuch zu kommen. Doch dazu sollte es nicht mehr kommen. Ihr Großvater war ein paar Monate nach dem Schreiben tot. Er verstarb ohne medizinische Versorgung wohl an einer Hepatitis, die er sich in Bărăgan unter den schlimmen Lebensbedingungen der Deportation zugezogen hatte. Sein Tod verhinderte auch die Fertigstellung der Billeder Dorfmonografie, die er so gerne vollendet hätte.

Uns bleiben heute nur der Brief und seine Botschaft, sich nicht unterkriegen zu lassen. Die Fähigkeit, Krisen zu bewältigen, nennt man Resilienz. Die Menschen, die in den Bărăgan deportiert worden waren, waren nicht nur Opfer, sondern haben die schlimme Situation mit Würde bewältigt. Ihr Leid, aber auch ihre Tatkraft dürfen nicht vergessen werden.

Bebildeter Brief aus der Verbannung von Johann Pierre

Sonntag, den 7. Okt. 1951
Nachm. 2h

Meine lieben Kinder Feri, Hanschen und Christa! Schon seit langem wollte ich Euch einen Brief schreiben, hatte aber immer viel Arbeit und somit keine Zeit; heute ist es Sonntag und auch schlechtes Wetter draußen und so will ich Euch etwas erzählen.

Nach 3½tägiger Reise im Juni kamen wir in der Nacht in Frumuşia

an, dort wurden wir auswaggoniert und mit Wagen auf das Baufeld in den Weizen der Ferma Brateş geführt. – Wir sind so weit von Galatz wie ihr von Billed nach Temesvár. – In der Brateş-Niederung, wo einst, noch nicht so lange, ein großer See war, der durch Ableitung und Eindämmung in Baufeld umgewandelt wurde. – Es ist noch viel Rohr da, und das Baufeld ist voll mit leeren Schneckenhäuschen

und Muscheln. – Hier bauten wir uns mit unseren Möbeln und Plachen eine Hütte gegen die heiße Sonne, da wir keinen Baum hatten, der uns Schatten gegeben hätte; schon 700 Familien waren hier von anderen Dörfern, wie Ghilváz [Giulváz, Giulweß], Sackelhausen,

Béba, Altbeschenova, und da kamen wir Billeder und Großjetschaer dazu.

Auf dem Bild Nr. 1 siehst Du unsere Hütte, Otata u. Omalein im Schatten der Hütte. – Über die Möbel waren einige Stangen gelegt, das Zeltentuch und Rohrbündel darüber. – Leider, wenn es regnete, wurden wir auch in der Hütte ganz nass! Und es regnete einigemal.

Auf diesem Bilde [Nr. 2] seht Ihr den Abraham Jóska von Béba,

der mir half, die Stützen zu [unserem] Haus [zu] setzen. – Die Eckstützen stark, die übrigen etwas schwächer, 70 cm in die Erde und 2½ Meter über die Erde. – Das war eine schwere Arbeit, weil die Erde sehr hart und voll mit Rohrwurzeln ist. – Die Stützen wurden eingefasst, mit Latten beschlagen, mit Rohrbüschel verkleidet und dann mit Lehm eingepatzt und nachher mit Lehm geschmiert. [Bild Nr. 3] (Fortsetzung auf Seite 6)



Bild Nr. 1



Bild Nr. 2



Bild Nr. 3

Bebildeter Brief aus der Verbannung von Johann Pierre

(Fortsetzung von Seite 5)

Auf dem Bild Nr. 4 seht Ihr die drei Arbeiter, wie sie die Rohrbüschel mit Lehm füllen und das nennt man



Bild Nr. 4

einpatzen; das dauert 2 Tage, kostete viel Arbeit, Wasserfuhren und Stroh in den Lehm. Auf diesem Bild sieht man auch noch im Hintergrund die Fermagebäude, dahinter steckt der

Pruth-Fluss und die Hügelkette ist schon in der Sowjetunion. –

Hier [Bild Nr. 5] sind die Frumuștaer Mädels, die das Haus geschmiert haben; auch hier sieht



Bild Nr. 5

man die Ferma u. Grenze. Da sind auch schon die Gesparre am Haus.

Auf dem folgenden Bild [Nr. 6] sieht man Vastag's Hütte, die Vastag-neni am Sparherd, unsere Hütte und



Bild Nr. 6

ein Teil von unserem Haus. Das war noch im Sommer, wo man alles im Freien machen konnte, jetzt ist es schon kalt hier und der Wind geht sehr stark.

Sehet noch ein Bild [Nr. 7] von unserer Hütte und mit dem Haus mit dem Dachholz. – Drei Billeder Männer haben das Haus mit Rohr gedeckt.



Bild Nr. 7

Auf dem Bild 8 seht Ihr Omalein mit Kiss Agi sprechen, die mit ihrem kleinen Wagen zum Brunnen fährt Wasser holen. – Der Brunnen ist

sehr weit und da sind immer viele Leute, die Wasser nehmen, wie es das Bild Nr. 9 zeigt – mit Kannen und Fässern am Wagen. –



Bild Nr. 8

Auch auf diesem Bild sieht man neuentstehende Häuser auf Holzstützen und Rahmen gebaut. – Das Bild des fertigen Hauses bekommt

ihr später, es ist noch nicht ausgearbeitet. – [Es ist das Bild mit Johann Pierre und seiner Frau Elsa auf Seite X, rechts oben. Anm. d. Red.]



Bild Nr. 9

Auf diesem Bild [Nr. 10] seht Ihr Wendel Onkel und Anni Tante vor ihrer Hütte, aus der sie morgen oder übermorgen in ihr neues Haus über-

siedeln werden. –

Schließlich schicke ich Euch noch eine Kindergruppe [Bild Nr. 11], in welcher Ihr alle Kinder kennt, die

zwei Vastag-Mädels, die Steiner Schwesti, die Steiner Anna, Haberer Ilse und Marko Marie; sie stehen vor dem Eingang der Vastag-Hütte und sind recht froher Laune. – Sie spielten den ganzen Tag, aber jetzt hat auch hier die Schule begonnen, obzwar sie noch in Arbeit ist, so wird doch schon in den Sälen der Unterricht gehalten. –

Nun, lieber Franzi, Hansi und Christa! Wenn wir Glück haben, sind wir bald viel näher bei Euch, und so werdet Ihr uns besuchen mit Mutti u. mit Vatti! Und wer am bravsten ist, darf zuerst kommen. – Seid brav! Lernt fleißig, folgt Mutti und der Frau Marie! Hansi, achte bei Schönschreiben, dass Du besser schreibst! Christa wird bald schöner schreiben wie Du! Franzi soll fleißig lernen, dass er auch schreiben u. lesen kann.

Ich weiß, wenn Ihr beide da könntet sein bei mir, hättet [Ihr] mir sehr

viel helfen können, und der Bau wäre viel rascher gegangen. –

Omalein hat sich in ihrem Bett versteckt, bisschen zu schlafen, und

es ist auch kühl und so erwärmt sie sich ein wenig. –

Tausendmal küsst Euch, liebe Kinder, Omalein und Otata.



Bild Nr. 10



Bild Nr. 11

➤ Auszüge aus dem Erinnerungsbericht von Elisabeth Pierre

„Der Himmel über uns fand auch keine Worte“

In der von Wilhelm Weber herausgegebenen Dokumentation „Und über uns der blaue endlose Himmel“ (München 1998) ist unter dem Titel „Angst ohne Ende“ ein Erinnerungsbericht von Elisabeth Pierre erschienen. In Ergänzung des weiter oben veröffentlichten Briefes ihres Ehemannes Johann Pierre bringen wir einige Auszüge daraus.

[...] Überall steht Weizen im Land. Da werden Hausplätze ausgemessen. Die Ochsenkarren halten. Die Möbel werden abgeladen. [...] Wir standen da, unsere Möbel warteten. Der Himmel über uns fand auch keine weiteren Worte. Was hatten wir getan, dass man uns so willkürlich im Freien aussetzte, dass Alte und Kinder ihr Haus und ihr Dorf hatten verlassen müssen, um hier in der Fremde obdachlos zu werden? [...]

Vielköpfige Familien beginnen jetzt, sich aus ihren Möbelstücken eine Art Unterkunft zusammenzubauen. Wir beiden Alten sind unbeholfen,

haben weder Nagel noch Brett. Wir spannen einfach eine Zeltplane über die Betten und schützen uns so vor den Mücken. Alles Hab und Gut und auch die Lebensmittel stehen weiter auf freiem Feld. Ich muss immer wieder an Robinson denken, der auch so primitiv zu leben gezwungen worden war. Und wie Robinson müssen wir Erfahrungen sammeln und uns an das Unvermeidliche gewöhnen. Am 29. Juni war ein Feiertag: Peter und Paul. Es ist unser Hochzeitstag. Daran war gar nicht zu denken. Vor Jahren sind wir auf blumengeschmückten Wagen bis zum Bahnhof gefahren. Und auf unserer Hochzeitsreise erwarteten uns Budapest, Wien, St. Pölten, Maria Zell. Diesmal sitzen wir im Bratsch-Sumpf und können uns nicht helfen. [...]

Nach drei Wochen Glut und Wind gelang es uns, zwei lange Holzstangen zu ergattern, die wir auf die Kannten der Schränke legten. Jetzt konnten wir die Zeltplane als Dach darü-

berspannen, uns dadurch eine Hütte einrichten. Zwei Teppiche gaben die Tür ab, so hatten wir fast schon ein Haus. Aber ein Platzregen belehrte uns eines Besseren. Da rann es in Strömen von den Schränken herab, Mehl und Grieß mussten dran glauben, die Wäsche im Reisekorb, das Bettzeug wurde durchnässt. Danach trocknete alles in der Sonne. [...]

Solche Regenfälle wurden häufiger und die Aufforderungen zum Hausbau wurden immer dringlicher. Eigentlich wollten wir das gar nicht. Wir hatten ja in unseren Dörfern unsere geräumigen Häuser. Dahin hätten wir bloß zurückkehren müssen. Mit Mühe und mit viel Geld mussten wir uns aus Galatz Bauholz heranschaffen. Daraus entstand ein Holzgestell. Rohr wurde dazwischengespannt, Lehmfüllungen mussten hineingezwängt werden. Unsere Ringe und die Armbanduhr wurden verkauft. Immerhin kostete das sogenannte Haus 46 000 Lei. Und am 2. Oktober 1951

war es so weit, dass ein Rohrdach über die zwei Wände gezogen werden konnte. Nach 100 Tagen in der Steppe hatten wir ein eigenes Haus. Das Dach war noch nicht fertig, die Sterne guckten herein, es gab weder Fensterrahmen noch Türrahmen. Und wie es uns erging, so erging es den anderen auch. Das neue Dorf hieß zunächst Frumuschița Nouă, dann Bratesch. Es war regelmäßig angelegt und umfasste zwei Quadratkilometer, 700 Hausplätze lagen am Rand der geraden Straßen, in denen acht Nationen miteinander lebten: Deutsche, Ungarn, Rumänen, Serben, Bulgaren, Kroaten, Mazedonier und Juden. In Gemeinschaftsarbeit entstanden jetzt das Haus für den Volksrat, die Schule, die Miliz, die Krankenstation. Es musste gehen, es gab keinen Ausweg.

Obwohl wir froh waren, im Winter unter unserem eigenen Dach zu leben, so war dieses Leben doch sehr primitiv und schwer. Bitterkalten Winter und heftige Schneestürme, die

meistens drei bis vier Tage anhielten, ließen kein Verlassen des Hauses zu. Im Gegenteil, Fenster und Türen waren zugeweht, täglich musste der Schnee weggeschaufelt werden. [...]

Noch aus der Hütte haben wir die erste Tote auf ihrem letzten Weg durch Sonnenblumenfelder weit hinaus auf ein von Unkraut gesäubertes Stück Erde begleitet und dort begraben. Ganz unerwartet fiel mein Mann diesen unmenschlichen Zuständen zum Opfer und starb schon am 30. August 1952. Für mich das größte Unglück meines Lebens. Die Gräberzahl stieg stetig an. Einsam und verlassen verbrachte ich die nächsten drei sorgenvollen Jahre, schaute oft untröstlich in die Morgenröte über dem Pruthfluss mit der Frage: „Wie lange noch?“ Am 1. September 1955 wurde diese Frage endlich beantwortet. Ich wurde frei, doch nur nachdem wir alle Schikanen der Behörden und Unbilden der Natur gründlich kennenlernten. [...]

› HOG Paulisch: Initiative des Vorstands findet großen Widerhall und befeuert die Spendenbereitschaft

Ein Kalender für die Paulischer

Schon anlässlich der Sitzung im Oktober 2020 dachten die Mitglieder des Vorstands der HOG Paulisch darüber nach, durch welche Maßnahmen das Gemeinschaftsgefühl der Paulischer auch zu Corona-Zeiten gestärkt werden kann. Es zeichnete sich schon damals ab, dass auch das Jahr 2021 im Schatten der Pandemie stehen würde, so dass man nicht mit dem üblichen Paulischer Treffen rechnen konnte. Das bedeutete, dass neben dem Verlust der persönlichen Kontakte auch finanzielle Einbußen in der Kasse der Gemeinschaft zu befürchten waren.

Eine zündende Idee

Der Vorschlag der stellvertretenden Vorsitzenden Astrid Ziegler, einen Kalender mit den schönsten Motiven von Paulisch herauszubringen, fand in der Sitzung Gefallen, zumal der zwischen Marosch und Weinbergen gelegene Ort durchaus pittoreske Ansichten zu bieten hat. Mit Unterstützung von Benno Ziegler und Vorstandsmitglied Franz Kassnell, die Bilder zur Verfügung stellten, wurde Anfang Dezember die Gestaltung des Kalenders in Angriff genommen. Durch die Idee, in die Fotos auch Verse aus dem Gedicht der Paulischerin Theresia Reingruber mit dem Titel „Oomol noch“ einzufügen, bekam das Werk auch eine literarische Dimension. In dem Gedicht erinnert sich die Autorin, die viele Jahre Vorsitzende der Paulischer HOG war, an ihre schöne Jugend im Heimatdorf. Durch das Zusammenwirken der berührenden Verse mit den stimmungsvollen Fotos sollte der Betrachter jeden Monat in Gedanken in die alte Heimat entführt werden.

Das Gesamtkunstwerk glückte jedoch nur mit der Unterstützung von Hans Rothgerber, der souverän dafür sorgte, dass auch die Hürden des Designs im Internet bewältigt wurden.

Mitte Dezember wurden die Kalender verschickt, insgesamt 110 Exemplare. Natürlich wurden auch die Paulischer in der Ferne, wie zum Beispiel in Brasilien, Kanada und den USA, bedacht. Den Kalendern lag ein persönliches Schreiben des Vorstands mit Weihnachtswünschen sowie Glück-



Der „Motor“, der auch durch Paulisch fuhr, auf dem Kalenderblatt

Foto: Benno Ziegler

wünschen für das neue Jahr 2021 bei. Darin wurde auch höflich darum gebeten, bei Gefallen – je nach Möglichkeit – eine freiwillige Spende für die Friedhofspflege zu entrichten.

Ohne Übertreibung können wir sagen, dass die Resonanz auf den Kalender gewaltig war. Wäre der Zweck der Aktion nur gewesen, Spenden zu sammeln, so hätten wir schon einen vollen Erfolg erzielt. Die Paulischer spendeten insgesamt 2540 Euro, so dass die Pflege der Familiengräber für eine lange Zeit gesichert ist. Der Vorstand dankt hiermit auch auf diesem Wege allen Spendern (Liste siehe weiter unten) ganz herzlich. Diese werden alle einzeln ein Schreiben erhalten, in dem wir ganz persönlich unseren Dank ausdrücken werden für ihre großzügige Geste.

Doch auch abgesehen von dem finanziellen Aspekt war der Kalender ein Gewinn für die Gemeinschaft. Dadurch, dass niemand damit gerechnet hatte, kamen die Paulischer ganz neu miteinander in Kontakt. Es wurde wieder verstärkt kommuniziert, per Telefon, E-Mail oder WhatsApp. Sogar in so nüchternen Dokumenten wie den Bankauszügen wurde vermerkt, wie schön der Kalender ist und wie gut die Überraschung gelungen war.

Auch haben sich viele Leute bei uns gemeldet, die sonst in der Gemeinschaft nicht aktiv waren. Wir hoffen, dass die Verbindung der ehemaligen Bewohner der Gemeinde Paulisch untereinander und zu unserem Heimatort erhalten bleibt, ja sogar gestärkt wird.

Ich selbst habe durch die zahlreichen positiven Rückmeldungen viele Paulischer neu kennen gelernt – über Danksagungen für ein Stück Heimat, die in Zeiten der Pandemie wenigstens als Kalender an der Wand gegenwärtig ist.

Wir hoffen sehr, „unser Dorf“ bald wiederzusehen, wenn die Corona-Krise vorbei ist und dort endlich „Kirweih“ zu feiern, nicht nur „Oomol noch“, sondern ganz oft.

Astrid Ziegler
im Namen des Vorstands

Spenden aus Dankbarkeit

Nachfolgend veröffentlichen die alphabetisch geordnete Liste der Spender, die von Oswald Reingruber erstellt wurde. Es handelt sich um die größte Summe, die jemals gespendet wurde seit dem Bestehen der HOG Paulisch.

Gespendet haben: Abfalter Nelu, Arnold Adelheid und Franz, Arnold

Marianne und Anton, Barba Theresia, Baumann Hilde und Peter, Baumann Johann, Bild Mathias, Blumhagen Carola und Johann, Brodner Erna, Brodner Friedrich, Dudas Theresia und Georg, Düran Elisabeth und Georg, Finser Katharina, Geiges Irene und Bernhard, Gross Anna, Gruber Katharina und Johann, Hack Elisabeth und Johann, Hack Rosalia und Adam, Hagel Theresia und Alfred, Hammes Gertrude und Siegfried, Hammes Marianne und Sebastian, Heuberger Franz, Holzer Barbara, Holzer Edith, Holzer Michael, Ihm Magdalena und Peter, Jäger Katharina und Valentin, Jung Christine, Kadar Louis (Kanada), Kämpf Katharina und Peter, Kassnell Anna, Kassnell Franz, Kassnell Karola, Kilian Anna, Kilian Justyna und Franz, Krieb Theresia, Maxa Theresia und Andreas, Möckel Katharina, Moldovan Christine, Müller Annamaria und Reinhold, Pavitsch Katharina, Dr. Plack Matthias, Reingruber Erika und Anton, Reingruber Irmgard und Sebastian, Reingruber Katharina und Anton, Reingruber Monika, Reingruber Oswald, Reingruber Peter (Augsburg), Reingruber Peter (Frankenthal), Reingruber Theresia, Reingruber Walter, Roman Waltraud, Sand Katharina, Schiebel Elisabeth, Schiebel Katharina und Peter, Schiller Erna und Paul, Schiller-Bild Waltraud, Schmidt Herta und Ludwig, Schramko Anna, Strobel Wendel (USA), Wegner Anna und Helmut, Weidner Johann, Weiglein Richard, Wich Brigitte, Ziegler Astrid und Benno, Zimmermann Josef.

Treffen auf 2022 verschoben

Leider hat sich die Situation aufgrund der Corona-Krise immer noch nicht so entspannt, dass wir das für den 3. Juli in Augsburg geplante Treffen der Paulischer veranstalten können. Das Fest, für das wir uns rege Teilnahme und unbeschwertes Feiern erhoffen, wird auf 2022 verschoben. Ort und Datum wird der Vorstand bekanntgeben, sobald eine konkrete Planung möglich sein wird. Wir bitten um Verständnis, dass heuer kein Treffen stattfindet, und freuen uns schon auf ein Wiedersehen im nächsten Jahr.

Die Paulischer Gemeinschaft verdankt ihr sehr viel

Es liegt in der Natur des Menschen, sich zu erinnern und Jahrestagen zu gedenken. So wird der 15. März 2020 in die Annalen der Bundesrepublik eingehen als erster Tag des ersten Lockdowns in der Corona-Krise. Das Leben änderte sich grundlegend und stellte die Menschen vor neue Herausforderungen. So wurde zum Beispiel jeder von uns im Lauf des letzten Jahres mit der wichtigen Frage konfrontiert, ob und wie er seinen Geburtstag feiern sollte. Entscheidend für die Planung des Festes wurden bis dahin unbekannte Parameter wie Inzidenzwert und R-Wert.

Ich möchte in diesem Zusammenhang an eine sehr gelungene Geburtstagsfeier im Sommer 2020 erinnern, zu einer Zeit, als die Zahlen vielversprechend niedrig, die Kontaktbeschränkungen weitgehend aufgehoben und Zusammenkünfte im kleinen Kreis wieder erlaubt waren. Nur das Wort Party war nach wie vor mit Vorsicht zu gebrauchen. Das Unwort „Coronaparty“ war in den Nachrichten und auch schon in den Köpfen der Menschen präsent.

Was tat man also, wenn man zu dieser Zeit nicht nur Geburtstag hat, sondern sogar ein runder Geburtstag ansteht? Mit dieser komplizierten Aufgabenstellung war die Jubilarin Theresia Reingruber konfrontiert, die ihren 70. Geburtstag plante. Am 31. Juli lud sie, den Umständen entsprechend, zu einer Geburtstagsfeier in relativ kleinem Kreis in die Gaststätte in Stätzing bei Augsburg ein, wobei sämtliche Hygieneregeln einzuhalten waren.

Resi Reingruber steht als Verwandte nicht nur mir und meiner Familie besonders nah. Vielmehr hat sie in ihrer langjährigen Funktion als HOG-Vorsitzende die Gemeinschaft der aus Paulisch ausgewanderten Banater Schwaben in den letzten Jahren so zusammengehalten, dass man von einer großen „Dorffamilie“ spre-

chen kann, die sich regelmäßig trifft, sich austauscht und gemeinsam erinnert. So war es selbstverständlich, dass die Gemeinschaft der Paulischer, die ihrer ehemaligen Vorsitzenden so viel verdankt, ihr auch ein Geschenk zugedacht hat. Das eigentliche Fest begann mit der feierlichen Übergabe des Dokumentationsbandes „Wege in die Freiheit. Deutsch-rumänische Dokumente zur Familienzusammenführung und Aussiedlung 1968-1989“ durch Astrid Ziegler und Oswald Reingruber im Namen der HOG Paulisch. Es folgten Geburtstagslieder auf Deutsch und Rumänisch mit Akkordeonbegleitung, coronakonform mit großem Abstand gespielt und gesungen.

Nach diesem feierlichen Auftakt wurde das Buffet mit zahlreichen Banater und rumänischen Spezialitäten eröffnet, die im Alltag selten auf dem Speiseplan stehen. Ioan Abfalter (Gitarre) und Oswald Reingruber (Akkordeon) begeisterten daraufhin die Jubilarin und ihre Gäste mit rumänischen Tangos, wonach Oswald Reingruber mit Akkordeon-Begleitung einen Mix aus deutschen und französischen Schlagern darbot.

Am Nachmittag schließlich folgte das Highlight der Geburtstagsfeier: eine von Theresia Reingruber vorbereitete PowerPoint-Präsentation über ihr Leben mit dem Titel „Abschied ist ein bisschen wie Sterben“. Schon das Motto ließ erahnen, dass uns kein bloßer Lebenslauf erwartet. Vielmehr konnten wir uns auf eine poetisch-philosophische bebilderte Reise durch ihre Biografie freuen. Bevor die mit vielen Fotos illustrierte Tour durchs Leben gezeigt wurde, stellte die „Reisende“ folgende Überlegungen voran: „Wenn man sein Leben aufmerksam Revue passieren lässt, kommt man zur Einsicht, dass das Leben aus vielen Abschieden besteht. Der Abschied bietet Anlass zu einem Rückblick, zugleich auch



Bei der Geburtstagsfeier präsentierte Theresia Reingruber eine bebilderte poetisch-philosophische Reise durch ihre Biografie unter dem Motto „Abschied ist ein bisschen wie Sterben“.
Einsender: Astrid Ziegler

Anlass, sein Leben zu überdenken. Sucht man in der Schatzkiste seiner Erinnerungen nach, kleidet man diese Abschiede in Worte, könnte so etwas wie folgt entstehen.“

Den Anfang dieser Reise bildete eine sorgenfreie Kindheit im behütenden Elternhaus in Paulisch, wo die Jubilarin die Schule besuchte. Als weitere Etappen folgten das Gymnasium in Lippa und das Studium der Philologie in Jassy. Die berufliche Karriere begann als Lehrerin für Deutsch und Französisch an einem Gymnasium in Focșani, um danach zehn Jahre lang an der Allgemeinschule in Guttenbrunn fortgesetzt zu werden. In diese Lebensphase gehören als wichtige persönliche Ereignisse die Familiengründung und die Geburt des Sohnes Emmerich.

Bald darauf kam auch Theresia Reingruber wie viele andere Deut-

sche in Rumänien an eine wichtige Weggabelung, um im Bild der Reise zu bleiben. Nach der Aussiedlung der Eltern plante auch sie die Ausreise in die Bundesrepublik. Bis dies gelang, musste sie sich als alleinerziehende Mutter 18 Monate unbezahlten Erziehungsurlaub nehmen. Danach war sie als Grundschullehrerin an der deutschen Abteilung in Paulisch tätig. Viele heute erwachsene Paulischer und Guttenbrunner haben sie in ihrer Rolle als Lehrerin bestimmt noch in guter Erinnerung.

Am 6. März 1990 begann sie nach eigener Aussage „mit einem Kind, einer Reisetasche und einem starken Überlebenswillen“ einen neuen Lebensabschnitt, ja sogar ein neues Leben in Augsburg. Es folgten nach Umschulung und Fortbildung an der Fachakademie für Sozialpädagogik eine neue Berufstätigkeit als Erzieherin im Förderzentrum für Kinder

der Hessing-Stiftung Augsburg. Dort wirkte sie zum Wohle zahlreicher Kinder bis zur Rente.

Die in diesem Zusammenhang selbst geäußerten Sorgen – „Falle ich jetzt in ein tiefes Loch? Was fange ich mit meiner Freizeit an?“ – erwiesen sich als unbegründet, denn Resi Reingruber begann ihr ehrenamtliches Engagement als Vorsitzende der HOG Paulisch (2009-2019) und Jahre später als Leiterin der Banater Seniorengruppe Augsburg, das sie mit der ihr eigenen Gewissenhaftigkeit und Leidenschaft vorbildlich erfüllte. Über die Tätigkeiten der HOG Paulisch, des Kreisverbandes Augsburg und der Seniorengruppe berichtete sie regelmäßig in der „Banater Post“. Inzwischen ist sie stolze Großmutter von Fabian, geboren am 11. Mai 2019, dem Tag des letzten Paulischer Treffens unter ihrem Vorsitz, der nun von ihrer jahrzehntelangen pädagogischen Erfahrung am stärksten profitieren wird.

Nach 70 Jahren, vielen Lebensabschnitten und vielen Abschieden gelangte die Jubilarin am Ende der Präsentation zu der weisen Erkenntnis: „Das Herz muss zu jedem Lebensruf und in jeder Lebensstufe bereit sein zu einem Neubeginn.“ Und: „Bei jedem Abschied bleibt ein Teilchen von dir selbst zurück.“ Es bleibt zum Schluss noch eine Frage offen: „Wie viele Teilchen sind mir ab jetzt noch geblieben?“

Die große Familie der Paulischer Dorfgemeinschaft, in der Theresia Reingruber immer eine besondere Rolle einnehmen wird, wünscht noch viele Jahre Gesundheit und Schaffenskraft und bedankt sich für Rat und Tat im Laufe der Jahre. Liebe Resi, im Namen der Familie wünsche ich Dir noch eine angenehme Wegstrecke, damit Du noch viele Deiner wertvollen „Lebens-Teilchen“ großzügig an Deine Lieben verschenken kannst.

Astrid Ziegler

Die Postkartensammlung meiner Billeder Urgroßmutter als Spiegel von Geschichte im Alltag

„Liebe Elsa, kedves Imre“

Von Astrid Ziegler

Als Kind im Billeder Haus Nr. 346

Wenn ich als Kind bei meinen Billeder Großeltern zu Besuch war, spürte ich, dass ihr großes Haus ein ganz besonderer Ort war. Ich schritt ehrfurchtsvoll durch die großen Zimmer, bestaunte die schweren Eichenmöbel im Wohnzimmer, die ewig hohen Doppel-türen, die deckenhohen Bücherregale und den riesigen Schreibtisch meines Urgroßvaters, auf dem der Panzer einer Schildkröte stand. Spielsachen gab es im ganzen Haus nur wenige, dafür einen Flügel, auf dem ich herumklimpern durfte, ohne dass es die Erwachsenen gestört hätte. Und wenn doch, dann waren sie froh, dass ich beschäftigt war, und ließen sich nichts anmerken.

Am liebsten aber hielt ich mich im Omalein-Zimmer auf, dem Reich meiner Urgroßmutter Elsa Pierre, geb. Kleitsch. Sie war damals schon über 80 (geboren am 13. Dezember 1893 in Lovrin), wirkte jedoch noch wunderbar mädchenhaft mit ihrer zierlichen Gestalt, dem verschmitzten Lächeln und den langen, noch dunklen, durch einen Kamm hochgesteckten Haare. Ich wusste damals noch nicht, dass sie ihren Sohn im Krieg und ihren Mann im Bärägan verloren hatte. Mit Kindern wurde darüber nicht gesprochen.



Das Postkartenalbum der Urgroßmutter, Deckblatt

Elsa hatte einen Schaukelstuhl im Zimmer, in dem ich eine gefühlte Ewigkeit sitzen konnte. Das ganze Zimmer wirkte wie verzaubert, als sei die Zeit in der Jugend meiner Urgroßmutter stehen geblieben. An den Wänden hing ein selbstgemaltes Stillleben, in der Vitrine glitzerte



Das Haus meiner Großeltern in Billed (Nr. 346), in dem auch meine Urgroßmutter Elsa Pierre wohnte

Kristall und auf der Kommode standen Fotografien aus vergangenen Jahren: Elsa mit ihren Geschwistern, als schöne junge Frau, als glückliche Braut und schließlich mit der eigenen Tochter, meiner Großmutter.

Alles war schön, doch auf der Kommode – oder war es in der Vitrine? – lag ein ganz besonderer Schatz: das Album mit der Postkartensammlung, die unsere „Omalein“ seit ihrem elften Lebensjahr angelegt hatte. Es war das kostbarste und feinste Buch, das ich bis dahin gesehen hatte. Der Deckel war massiv und mit dem Relief eines Mädchens verziert. Im Inneren steckten kunstvoll bemalte Karten in Schlitzfenstern, so dass man sie vorsichtig entfernen und auch die Kehrseite ansehen konnte, die meist beschriftet war.

Das Postkartenalbum meiner Urgroßmutter

Was damals für mich als Zehnjährige das schönste Kinderbuch der Welt darstellte, ist heute für mich ein Dokument der Familiengeschichte und ein einzigartiges historisches Zeitzeugnis. Gerade die Rolle meiner Urgroßmutter als Sammlerin und damit Bewahrerin der Kultur dieser speziellen Epoche ist mit dieser Untersuchung zu würdigen.

Das Sammeln und Erforschen von Postkarten nennt man Philokartie. Der Begriff wurde schon Ende des 19. Jahrhunderts geprägt, nachdem die Ansichtskarte als Kommunikationsmittel einen großen Aufschwung erlebt hatte, und bezeichnet ein Phänomen zwischen (Sammel-)Leiden-schaft und Wissenschaft. Besonders

in Deutschland, aber auch in deutschsprachigen Ländern wie zum Beispiel Österreich waren Anfang des 20. Jahrhunderts Ansichtskarten-alben so modern geworden, dass dieses Sammelfieber als „Deutsche Epi-demie“ bezeichnet wurde.



Ikonen des Jugendstils

Meine Urgroßmutter stellte also keine Ausnahme mit ihrem Postkartenbuch dar, sondern lag voll im Trend. Dass die Sammlung jedoch trotz Krieg, Flucht und Deportation erhalten geblieben ist, zeigt deren große Bedeutung für die ganze Familie.

Alte Ansichtskarten sind heute nicht nur wegen ihrer Briefmarken begehrt, sie dienen auch als Belegstücke und Hilfsmittel für andere Forschungsbereiche. Inwieweit die Postkarten von Elsa Pierre für die Banater Heimatforschung oder darüber hinaus bedeutend sind, bedarf noch intensiver Beschäftigung.

Die Sammlung, die meine Urgroßmutter hinterlassen hat, umfasst 131 Ansichtskarten, etwa die Hälfte davon beschrieben. In dem schon stark beschädigten Album war ursprünglich Platz für weitere, die im Lauf der Jahre verlorengegangen sind. Die älteste Karte stammt aus dem Jahr 1901, die letzten im Konvolut wurden in den 20er-Jahren verschickt. Adressaten sind verschiedene Mitglieder der Familie Kleitsch und Pierre, die Absender bilden ein Netzwerk von Verwandten, Bekannten und Freunden. Diese reisten zum Beispiel bis nach Pullach i. Isartal, Tschechien oder Dalmatien und sendeten Grüße, Glückwünsche oder Lebenszeichen nach Billed. Die größte Entfernung hat eine Postkarte aus Kairo zurückgelegt, die Elsas Bruder

Imre (oder Emmerich, wie er in manchen Schreiben genannt wird) im Jahre 1911 an seine Angehörigen geschickt hatte. Auch über Geburten und Todesfälle in der Familie, die immer weiter verzweigt auch in Ungarn lebte, wurde per Postkarte informiert.

Blättert man in dem dicken Sammelalbum, fällt auf, dass die Bildmotive thematisch sortiert waren. Da gab es „Kinderkarten“ mit süßen Haustieren, Blumenmotive, Jagdszenen, Landschaftsbilder oder sehr ästhetische Frauendarstellungen. Diese sind wie Mannequins in der damaligen Mode gekleidet, oft mit floralem Schmuck versehene Ikonen des Jugendstils und muten wie Ahninnen der heutigen Supermodels an.

Anhand der wunderschönen Karten kann man sich vorstellen, wie behütet meine Urgroßmutter in Billed in der Vorkriegszeit aufgewachsen ist. Es spiegelt sich in ihnen zuerst das Leben einer gutbürgerlichen Familie, die trotz des frühen Todes des Vaters (Johann Kleitsch war Amtsarzt in Lovrin und starb kurz nach der Geburt seiner jüngsten

kriegs ein, was die Frage aufwirft, wie sich das Thema Krieg in die Sammlung eines jungen, romantischen Mädchens einfügt.

Neuere Studien zu Bildpostkarten im Ersten Weltkrieg weisen auf deren zentrale Rolle als Propagandamedium hin (vgl. hierzu Joost Siebolds: Propaganda in Bildpostkarten unter <https://feldpost.hypotheses.org/>; Sabine Griesbrecht: Musik und Propaganda. Der Erste Weltkrieg im Spiegel deutscher Bildpostkarten, Osnabrück 2014). Durch die Kombination von qualitativ hochwertigen Bildern und eigenen Texten entwickelt sich eine große emotionale Durchschlagskraft. Zehn Milliarden Karten, die als Feldpost kostenlos befördert wurden, hielten den Kontakt zwischen den Soldaten an der Front und der Heimat aufrecht. Auch im Sammelalbum meiner Urgroßmutter finden sich Karten, die an die Verlobte oder den Bruder als Feldpost geschickt wurden.

Betrachtet man die Karten, die in unserer Billeder Sammlung den Weltkrieg zum Thema haben, fallen eine Reihe von sehr ästhetischen Stü-



Propagandapostkarten von Brynolf Wennerberg

Tochter an einer Blutvergiftung) zusammenhielt und sich häufig per Post austauschte. Viele Karten sind in ungarischer Sprache geschrieben, die meisten müssten aufgrund der schwer leserlichen Handschrift noch entziffert werden. Doch die Worte an die kleine Sammlerin sind leicht zu verstehen: Der lieben Elsa werden viele Grüße, Küsse und Glückwünsche gesendet.

Der Erste Weltkrieg im Spiegel der Postkarten

Einen großen Raum nehmen Postkarten aus der Zeit des Ersten Welt-

cken ins Auge, die, wie auf der Rückseite gekennzeichnet, von dem schwedisch-deutschen Maler Brynolf Wennerberg gestaltet und im Verlag Albert Langen gedruckt wurden. Dieser schwedisch-deutsche Künstler war Mitarbeiter der bekannten Satirezeitschrift „Simplizissimus“ in München gewesen. Nach Ausbruch des Krieges 1914 schuf er im Zuge der allgemeinen nationalen Kriegsbegeisterung eine Serie von patriotischen Postkarten, in denen er sein Lieblingsmotiv aufgriff, nämlich die Darstellung von jungen schönen, modisch gekleideten Frauen.

(Fortsetzung auf Seite 14)



Österreich-ungarische Propagandapostkarten



Hochzeitsbild von Elsa und Johann Pierre, Elsa als junge Frau und mit ihrer Tochter Mitzi

› Die Postkartensammlung meiner Billede Urgroßmutter als Spiegel von Geschichte im Alltag

„Liebe Elsa, kedves Imre“

(Fortsetzung von Seite 13)

In Kombination mit den Soldaten in makellos-schnittigen Uniformen und stilvollem Ambiente entstehen idealisierte Szenen, die mit der grausamen Kriegsrealität nichts zu tun haben. In dem schönen Album von Elsa fügen sich solche Idyllen perfekt in die Sammlung der romantischen jungen Frau ein.

Anders verhält es sich jedoch mit der Serie der österreichischen Postkarten, die laut Rückseite 1916 zum Wiederaufbau zerstörter Karpatendörfer und zur Unterstützung von Witwen und Waisen gedruckt worden waren. Hier befinden sich Soldaten in k.u.k. Uniformen in heroischer Pose im Eifer des Gefechts. Wenn gleich die Darstellung auch hier nicht viel mit der tatsächlichen, sinnlosen Brutalität des Krieges zu tun hat und zum Beispiel Gefallene oder Verstümmelte, derer es ja viele Millionen gegeben hat, nicht gezeigt werden, so finden sich doch Szenen, in denen Soldaten unter großer Anstrengung für Kaiser und Vaterland kämpfen.



Karte aus Pullach im Isartal, adressiert an Johann Pierre in Billed, mit Poststempel vom 23. August 1923; der hohe Wert der Briefmarken ist Ausdruck der Inflation

Damit findet die Kriegsrealität ihren Niederschlag in der Postkartensammlung und man kann sich die Sorge vorstellen, die die Frauen zu Hause um ihre Freunde, Brüder oder Verlobten empfunden haben. Elsa zumindest hatte Glück: Ihr zukünftiger Ehemann, mein Urgroßvater Johann Pierre, der auch als Offizier im Krieg gewesen war, kehrte zurück, die beiden hatten noch vor Kriegsende am 29. Juni 1918 geheiratet.

Die Inflation: ein Vermögen für eine Briefmarke

Auch ein weiteres Phänomen von welthistorischer Bedeutung spiegelt sich in dem Billede Postkartenalbum, nämlich die Inflation. Auf einer Karte, die an Johann Pierre adressiert und auf den 23. August 1923 datiert ist und deren Ansicht die schöne Kirche in Pullach im Isartal zeigt, finden sich äußerst interessante Briefmarken. Über das ursprüngliche geringere Porto von 25 Mark ist in dicken schwarzen Zahlen und Buchstaben ein neuer Betrag gedruckt, nämlich die unvorstellbare Summe von 20 000 Mark pro Marke. Die Geldentwertung hatte sich im Laufe des Jahres 1923 immer weiter be-



„Der Sonntagsbesuch“, Postkarte mit Banater Anwesen

schleunigt. Wer seinen Lohn nicht gleich nach Erhalt wieder ausgab, konnte sich schon Tage, manchmal Stunden später, kaum mehr etwas davon kaufen. Die Menschen rechneten bald in Bündeln statt in Scheinen. Ich stelle mir vor, wie man mit der Schubkarre zum Briefmarkenkauf gehen musste.

Erst Ende 1923, nach der Einführung der „Rentenmark“ durch die

Währungsreform, wurde die Inflation beendet.

Alle Bildpostkarten im Album haben gemeinsam, dass es sich um hochwertige Drucke von Gemälden oder Fotos handelt, die als künstlerisch wertvoll einzustufen sind. Das verbindende Element, nach dem gesammelt wurde, ist die Qualität der Objekte.

„Der Sonntagsbesuch“: eine Banater Idylle

Eines der zauberhaftesten Motive der Sammlung zeigt Haus und Hof eines typischen Anwesens im Banat mit zwei in Tracht gekleideten Frauen. Im Hof stehen Oleanderbäume, die in hölzerne Kübel gepflanzt sind. Der Titel des Bildes „Der Sonntagsbesuch“ lässt mich wieder an das Billede Haus und seine damaligen Bewohner denken. Auch dort gab es noch in meiner Kindheit neben vielen anderen exotischen Pflanzen Oleander.

Ich stelle mir vor, wie Geselligkeit und Gastfreundschaft das Leben dort vor dem Ersten Weltkrieg und in der Zwischenkriegszeit geprägt haben. Die hohen Räume, erfüllt von Betriebsamkeit und den Stimmen von Elsa und ihrer, meiner Familie. Ich

würde mich gerne dazugesellen bei einem Glas Rosenwasser (ein Getränk, das ich seit meiner Kindheit im Banat nie mehr getrunken habe) und ihren Erzählungen lauschen. Ich würde vielleicht auf meine Identität zu sprechen kommen, dass ich auch nach so vielen Jahren in München ein bisschen Billedeerin bleiben werde. Das würde sie bestimmt freuen, waren doch auch sie sowohl Billede Schwaben und Banater Deutsche, patriotische Kinder Österreich-Ungarns und gleichzeitig reisefreudige Europäer. Heimatverbundenheit und Weltoffenheit stellten für sie keine Gegensätze dar.

Ich lege das Album – unseren Familienschatz – zur Seite und denke an meine Urgroßmutter, die liebe Elsa, die das Buch in glücklichen Jugendtagen im Banat, in Unkenntnis der schweren Schicksalsschläge, die kommen sollten, angelegt hatte. Es wurde bei uns, trotz turbulenter Zeiten, von Generation zu Generation weitergegeben, so wie es später auch meine Kinder bekommen werden.



Laubengang mit exotischen Pflanzen im Billede Haus 346